

# Illustrierte Frauen-Zeitung.

Hest 6.

Jährlich 24 Doppel-Zimmerm in Hesten;  
vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 16. März 1890. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

## Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

**N**öllig verwirrt hielt Lelenmerz ihre Hand und erwiederte stotternd: „Sind Sie es wirklich, Fräulein Tina, — kein schöner Traum aus dem ich wieder, wie schon so oft, — Sie und so früh? ...“

Nach dem abgebrochenen Sache bededte die Röthe seine Züge noch tiefer; die Angesprochene fiel ein: „Haben Sie vergessen, daß Sie mich neulich eingeladen, Sie bald einmal hier zu besuchen?“

Ihre Lippen hatten einen Versuch gemacht, es in scherzendem Tone zu erwiedern, allein dieser entsprach dem Gewollten nicht, und sie fügte ernst nach:

„Es ist wohl ein Zeichen, daß ich Sie hier antrete, ehe ich den Hof noch betreten. Mir ist, Lelenmerz. Sie haben am leichten Abende bei uns in Wirklichkeit etwas verloren, — etwas, das Sie schon öfter sagen gewollt, wozu Sie vielleicht durch meine Schuld nicht gelommen. Oder durch die Gegenwart Anderer, ich weiß nicht, was Sie abgehalten. Aber wenn's nicht Täuschung von mir ist, so wollte ich das Meinige thun und thue es heute Morgen, meine Schuld auszugleichen, an einem Platze, der keine Zuhörer benötigt.“

Sie sah ihn freundlich an; der starke Mann zitterte, in raschem Wechsel völlig blaß geworden, wie ein von Durchschüttelter Knabe. Er hatte ihre Hand wieder ergriffen, es schien, als suchte er einen nothwendigen körperlichen Halt daran. Und stotternd entgegnete er nur: „Tina, — verstehe ich, — was Sie — ?“

„Habe ich recht verstanden, Ihr Traum, daß ich manchmal hierher gekommen, sei ein schöner für Sie gewesen? Wenn das so war, will ich versuchen, was in meiner Kraft ist, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Verlangen Sie von den Lippen nicht mehr, die Hand spricht das Uebrige.“

Sie drückte dazu die seinige; das Unglaubliche, was er nicht zu hoffen gewagt, war nicht Traum, sondern Wahrheit in hellem Morgensonnenlichte. Ueberwältigt kniete er mit einer schlichten Natürlichkeit vor ihr nieder, wagte es, ihre Hand zu lösen, stammelte: „Du willst meine Frau sein, — wie soll ich Dir Deine Güte danken, daß Dein Mund gesprochen hat, was meiner nie herausgebracht hätte?“

„Nein,“ — sie hob ihn hastig auf, — „halte mich nicht für zu gut! Das magst Du nach Jahren beurtheilen, wenn Deine Frau sich Dir bewährt hat, — heute bin ich eigensüchtig und fordere von Dir einen Kaufpreis für sie.“

Ein mattes Lächeln ging ihr um den Mund, sie setzte schnell hinzu:

„Ich hätte Dir eine Mitgift gebracht, aber böses Wetter wollte es nicht. Meine Namenschwester, die Tina, ist im Sturme untergegangen, und es kommt hoch, sehr hoch zu stehen, sie wieder zu ersezten.“

Asmus Lelenmerz hielt zaghaft-glücklich die Hand um ihre Schultern gelegt; er hörte nur halb, fiel mit noch beherrschungs-unfähig schwankender Stimme ein: „Und Du willst sie nun wieder bauen, — natürlich, — ich will gleich —“

Einen Moment die Augen schließend, wiederholte Tina: „Sehr hoch kommt's, — es sind vierzigtausend Thaler, die ich

brauche. Ist's Dir nicht zu viel, Deine Frau so theuer zu erlaufen?“

Nun schwand zum ersten Male das noch Unsichere aus Lelenmerz' Gesicht, und ein inneres Jauchzen seiner Stimme nur kaum unterdrückend, antwortete er:

„Wenn ich betteln müßte, um mit Dir zusammen zu leben, Welch' ein Mensch des Glücks wär' ich! Dich zu erlaufen, Tina? Ich weiß, dafür reicht kein Geld und kein Preis der Welt aus, denn es gibt auf der Erde nur Eine, die keine Eigenschaft kennt, und die will meine Frau sein. Wenn Du mir sie noch einmal verleumdest, — weiß Gott, ich unterstehe mich und schließe Dir den Mund so zu, daß er nicht weiter sprechen kann.“

Der Schüchterne hatte im Ueberschwange des Geschäftes, das der Morgen ihm gebracht, Muth gewonnen

und blickte bei seiner Drohung schalkhaft-schön auf die heute ungewöhnlich blasse Lippen Tina's.

\* \* \*

Der Weg von der Stadt bis zum Lelenmerz'schen Gute erforderte nur ungefähr drei Viertelstunden, und so war's noch immer Morgenfrühe, durch welche die Tochter des Senators zurückkehrte. Sie hatte das Herrenhaus nicht betreten; ihr neuer Verlobter begriff, daß sie sich um diese Stunde nicht dem verwunderten Gassen der Leute auf, dem Hofe aussehen möchte, und es drängte sie wieder heim, da ihr Vater sich von der Unglücksbotschaft des Schiffbruches sehr angegriffen zu Bett begeben habe. Doch sie hoffte, am Nachmittage mit ihm abermals heraus zu kommen, um Alles, was nun hergerichtet werden sollte, zu besichtigen und so zu



Ungarischer Urlauber. Von A. von Schwarzenfeld. — Siehe Seite 16.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

berathen, wie es ihr als der künftigen, — baldigen, — Herrin auf dem Gute am besten gefallen werde. Auf diese Rathschatzung mit ihr zusammen freute Asmus Velenmerz sich „unbändig“, so leid ihm das Mißbeinden des „Herrn Senators“ that. Aber dies werde geniß rasch vorbeigehen, der Geldverlust von den vierzigtausend Thalern sei ja nicht der Nede werth, dazu brauche er nicht einmal eine Hypothek auf den Hof zu nehmen, sondern könne die kleine Summe von angelegten Erträgüssen aus den guten letzten Jahren rasch beschaffen. Die glücktrunkene Miene des Sprechers drückte aus, es war ein Rechts für das ihm zugefallene große Los des Lebens; ein lästliches Dankesgefühl erfüllte ihn beschwichtigend, daß er etwas thun, einen Beifstand leisten könne, nicht nur mit habgieriger Hand sich unverdient eines unermesslichen Schatzes bemächtige. Selbstverständlich war's ja, daß seine Braut ihm gleich nach dem Eintreffen der übelen Nachricht vertraute, was sie für ihren Vater bekümmerte, ihm die Möglichkeit bot, ihr eine kleine Freude zu bereiten. Sie theilte ihm ein Geschenk damit zu, die schönste Mitgift, die er von ihr empfangen könnte; denn dasjenige, was Anderen sonst als solche wünschenswerth erscheinen möchte, das kalte, freundlose Geld besaß er ja selbst, wußte, wie nichtig es an sich sei, daß man sich kein Lebensglück damit zu erkaufen vermöge. Nein, — er mußte halb närrisch vor sich hin lachen, wie er jetzt am Rande des Baumgangs stand und der auf der Straße davorschreitenden nachwinkte, — für Gold und Silber Lebensglück, eine Frau, Tina Gundermann laufen! Undenkbärer hätte nichts auf Erden sein können.

Auch sie winkte einige Male mit der Hand, dann verdeckten Feldzäune den Rückblick: darüber gewahrte dieser nur noch die hohen, dunklen Ulmenwipfel aufragen. Ein paar Atemzüge lang hielt Tina umgewandten Gesichtes an. War es ein Traum gewesen, daß sie eben dort gestanden, — eine Fortsetzung des Traumes, der in der Mondmitternacht begonnen, als sie ihren Bruder auf dem Rande ihres Bettes führen zu sehen vermeint?

Nein, diese glanzhelle Morgensonne war kein Traumgebild; ihr Licht und ihre Wärme sprachen zu vollwachen Sinnen. Nur anders hatten die Goldstrahlen gestern auf dem Grün der Blätter gelegen, als Tina durch die mittägige Stille des Hauses in den Garten hinausgeblickt und ein altes Volkslied vor sich hingesummt.

Ihr Kopf machte einen kurzen, festen Ruck, als werfe sie etwas von den Augen ab, und sie ging weiter. Rascher jetzt; die Kirchturmuhr der Stadt trug ihr Glockenschläge entgegen, es war die achte Morgenstunde. Wie genau sie den Schlag kannte, er vibrierte ihr seltsam nach. Tausendmal hatte er sie zur Schule gerufen, ihren verspäteten Schritt hastig-unruhig zum Lauf beschleunigt.

Kinderjorgen und -Aengste, welche wundersam selige Zeit! Wie von der Hand einer Vorsehung, von der Vaterhand behütet, die gleich der Sonne alle Bangen regenden Wolken immer wesentlos zergehen ließ. Kein Dank vermochte je dafür zu vergelten.

Da lag unter der Hügelwölbung wieder die blaue Seebucht hingehängt, drunter davor die Stadt mit den braunen Dächern, zur Rechten und Linken weit übersehbar stilles Gefild, Felder, Wiesen und Holzungen. Hier und dort blitzen helle Punkte auf, loschen aus und lehrten gleichartig wieder; es waren Sensen, die den Roggen schneiden. Man sah es den Mienen der Landleute an, daß Jahr brachte reiche Ernte, trotz den Hagelstürmen, welche die letzten Wochen mit sich geführt. Wo diese hineingeschlagen, lag freilich die Hoffnung vernichtet, aber es hatte nicht Viele heimgesucht, weitaus die Meisten waren verschont geblieben. Das Unheil kam nur strichweise, betraf nur Einzelne, und die Gesamtheit ward nicht dadurch im Mitsiedenschaft gezogen. Sie brachten fröhlich ihre Ernte ein, dankbar gegen eine gute, väterliche Vorsehung. Den Vereinzelter, die mit leeren Händen daneben standen, mochte es allerdings schwer fallen, an jene zu glauben, ebenfalls Dank zu empfinden. Das ließ sich auch wohl nicht von ihnen fordern, doch ein Anderes dafür, sich ohne Reid und ohne Klage jetzt und still in's Unabänderliche zu fügen. Vielleicht hatten sie es vordem, in anderen Jahren, gut gehabt; das war das ihnen Zugemessene gewesen. Und wie es sein mochte, für eine willensstarke, gesunde Natur blieb es unwürdig, nutzlos und thöricht, in vergeblicher Auslehnung zu murren.

Nun zog zwischen dem Aufblitzen der Sensen eine andere Bewegung den Blick Tina's an sich. Einiges Helles und Farbige im Grün, auf dem Fußsteige über eine Weidekoppel daherkommend, ein Strohhut und ein weibliches Sommerkleid, doch offenbar nicht Landleuten angehörig. Auch sprach Bekanntes für Tina daraus, wie unwillkürlich ihr scharfes Auge sich darauf geheftet; dann verblieb ihr kein Zweifel, ihr Bruder und Dode seien es, die mit einander durch die Niederung dem Garten zuschritten. Manchmal hielten sie kurz an, zu

welchem Zwecke ließ sich nicht erkennen, nur daß sie dann dichter zusammenrückten, wie zu einer einzigen Gestalt wurden. Follart aber war Derjenige, nach welchem seine Schwester zunächst zu suchen im Sinne trug; den günstigen Zufall nützend, ließ sie jetzt, um den drüben Gehenden an der Ausmündung des Feldweges in den breiteren Weg zuvorzukommen. Dies gelang ihr über Erwarten, denn an der Kreuzungsstelle eingetroffen, gewahrte sie noch nichts von ihnen, sodaß sie ungeduldig den Trittsstein des Fußsteiges überstieg, ihnen um einen Zaunwinkel hin entgegen zu sehen. Da traf ihr Blick Beide dicht vor sich, stehengeblieben und sich mit den Armen umfaßt haltend. Sie erschraken unwillkürlich etwas beim plötzlichen Hervortauchen der weiblichen Gestalt, die, wortlos von dem Anblize überrascht, in kurzer Entfernung von ihnen anhielt. Dann erkannte Follart sie, trat rasch auf sie zu und sagte: „Dode ist meine Braut, — ich wollte zu Dir, Schwester.“

„Deine Braut?“

Tina wiederholte es mit einem Tone des Nichtbegreifens, doch zugleich mit einem sonderbaren, wie nach innen zurückbeendem Ausklang der kurzen Worte. Und unbeweglich starr hafteten ihre Augen während der Dauer eines Herzschlages auf dem lebensfreudig blühenden Antlitz Dode's.

Ohne Reid und Klage!

Nun streckte ihre Hand sich hastig vor: „Ich suchte auch nach Dir, Follart.“ Sie nahm seinen Arm: „Gleich, Dode! Ich muß nur ein paar Worte mit ihm sprechen.“ Ihn mit sich fortziehend, fragte Tina:

Weiß sie? —“

Nichts. Ich kann's ihr nicht —“

Warum solltest Du's auch? Es ist ja nichts.“

Er wandte besremdet den Blick in ihr Gesicht. „Was hast Du, Schwester? Ich verstehe Dich nicht, — Du siehst sonderbar heiter aus.“

Wie sollt' ich's nicht, wenn ich Euch Beide glücklich sehe, — so unerwartet, — daß ich's noch nicht fasse, mir nicht zweifeln kann, daß es so ist.“

Sie zog seine Hand in ihre und fuhr, leise sprechend, schnell fort: „Wir haben heut' Nacht schlimm zusammen geträumt, Follart, wie wir's wohl auch als Kinder einmal gethan. Aber Gottlob, es ist heller Morgen und war nur ein Traum. Gehe nach dem Rathause und nimm den Brief, den Du geschrieben, wieder an Dich; Du wirst Bürgermeister in unserer Stadt bleiben, es fortan in Wirklichkeit sein, denn unser Vater wird, nach seinen Jahren der Ruhe bedürftig, sein Amt niedergelegen, damit er sich seinem durch den Untergang der Tina gefährdeten Handelsgeschäfte allein hingeben kann. Du hast Dich getäuscht in dem, was Dich gestern erschreckte; es war ein Kapital vorhanden, das nicht in Anslog gebracht worden. Die Rechnung des Hauptbuches stimmt, nur ein Versehen in der Eintragung hat stattgefunden, das in den nächsten Tagen richtig gestellt sein wird. Deiner Einsicht wird es nicht schwer fallen, dies in der nötigen Weise in's Werk zu setzen. Frage mich jetzt nicht: Dode begreift nicht, was ich so lange mit Dir allein spreche. Meine Hand sagt Dir, Du kannst Dich ruhig auf das eben Gehörte verlassen. Es ist die Hand Deiner Schwester, die Dich nie getäuscht hat.“

Tina ließ jetzt den Arm des Bruders, wandte sich und ging rasch auf Dode zu. „Du Follart's Braut? Ich mußte erst von ihm hören, wie das Unglaubliche so plötzlich geschehen. Also Liebe war die Feindschaft zwischen Euch? Wer hätte so schönen Ausgang von ihr erwartet! Du Glückliche!“

Sie schloß Dode fest in die Arme und führte sie schwesternlich, wieder und wieder. Follart kam ebenfalls heran und stand mit vergeblich umsuchenden Gedanken daneben, doch in seine Augen war der Glanz der frühen Morgenstunde zurückgekehrt, als er, die Geliebte zuerst umfaßt haltend, alles drohende Dunkel der Nacht vergessen. Nicht zu enträthseln war's, was geschehen, aber ein Blick der Schwester sprach ihm nochmals: „Glaube und sei glücklich!“ Ihre Lippen fügten nach: „Nun lasst uns nach Hause gehen, es auch dem Vater zu verkünden, — welch' schöner Tag!“

Sie drehte das Gesicht bei den letzten Worten und blickte in die goldfunkelnde Sonne; Dode griff nach ihrer Hand: „Du Gute, Liebe, die unser Glück so freudig macht!“

„Gewiß, doch,“ — ein Kopfschütteln und ein Lächeln begleitete die Erwiderung Tina's. — „Güte und Selbstlosigkeit ist leider nicht allzu reichlich dabei. Ich besitze wohl Grund dazu, denn ich habe mich gleichfalls heute Morgen verlobt.“

„Du?“ Von zwei Seiten flog es wie aus einem Munde, und Dode wollte hinzusehen: „Mit —“

Rasch fiel Tina ein: „Ja, mit Asmus Velenmerz. Am letzten Abend, als er bei uns war, fragte er mich, — Eure feindselige Liebe hat natürlich nicht darauf geachtet, hatte Wichtigeres zu thun. Er bat mich, zu überlegen, daß brauchte ich eigentlich nicht mehr, denn ich weiß seit Langem, er ist ein vortrefflicher Mensch,

wie eine Frau ihn nur wünschen kann. Und ich wußte auch, wie er auf die Antwort warte, und da der Morgen so schön war, ging ich selbst hinaus und brachte ihm mein Ja. Ihr seht mich an, — es hat wohl ein Bißchen eitel gelungen, daßemand so auf eine Antwort von mir harre? Aber er that's doch.“

Sie lachte fast übermuthig dazu. In den Augen Follart's zuckte etwas, und sein Blick suchte mit einem schreckhaften Ausdrucke wie in's Innere des Gesichtes der Sprecherin einzudringen, glitt aber fruchtlos an der ruhigen Oberfläche desselben ab; so heiter hatte er seine Schwester nie gesehen. Sie sprach fröhlich weiter: „Welche Ehre wird es für mich sein, wenn ich mir das Vergnügen mache, den Herrn und die Frau Bürgermeister nachbarlich zu mir zu Tische zu laden und ihnen zu besserer Bequemlichkeit meinen Wagen in die Stadt schicke.“ Follart hielt den Arm wieder um Dode gelegt, und die Drei schritten der Rückseite des Gartens entgegen.

Asmus Velenmerz hatte nach dem Fortgange Tina's keine Ruhe gefunden, sich weiter landwirtschaftlicher Urforge hinzugeben, ebenso wenig vermochte er geduldig auf ihre verheiße nachmittägige Wiederkunft zu warten. Er begab sich in seine Schreibstube, sie darin ein paar Minuten in zwecklos-unsinniger Hant hin und her, stand einmal und lachte wie närrisch die Wände an. Dann riß er plötzlich das Fenster auf, rief auf den Hof hinaus: „Anspannen! Schnell!“ Und mit glückstrahlendem Gesicht, doch zitternd fliegenden Fingern suchte er in einem Kastenschränke eine Anzahl von Papieren zusammen; man hätte nicht geglaubt, daß seine nüchternen Augen so zu leuchten im Stande seien. Draußen tönte schon ein Rollen und Pferdeschnauben, ein eleganter Jagdwagen bog um die Ecke vor die Thür, aus der Velenmerz im nächsten Augenblide hervorkam. Ein kurzer Wink: „Bleib! Ich Jahre selbst!“ ließ den Kutscher vom Bock abspringen, auf den der Gutsherr sich, eilig die Zügel ergreifend, empor schwang. Ein Peitschenknall, und das lebhafte Geippan flog durch den dunklen Baumgang davon, schwante nach Secunden schon droben zur Rechten in die Landstraße um und jagte der Stadt zu. Die beiden Rappen mochten über das ungewohnt häufige Klitschen der Peitschenschnur an ihren Ohren vorbei verwundert sein, aber sie hatten wie immer ihre gute Morgenhäuser-Ration vorgesetzt gehabt, und das blitzgeschwinte Traben machte ihnen selbst Vergnügen.

So geschah's, daß der Wagenlenker noch Vorprung vor Tina gewann, rascher noch als sie die Stadt erreichte. Er wollte am Hause des Senators vorüberfahren, zum Markt, an dem sich die Wohnung seines Bankiers befand, doch nun sah er gerade seine Braut mit ihren Begleitern durch's Feld gegen den Gartenrand herankommen. Das war zu viel, um seine Absicht nicht für den Augenblick über den Haufen zu werfen; ohne sich zu befinnen, riß er die Zügel plötzlich zurück, sprang ab und ließ, Pferde und Wagen stehen lassen, den drüben Wahrgenommenen entgegen; man hätte auch nicht geglaubt, daß er zu solcher unvorsichtigen Achtlösigkeit im Stande sei. Doch, wie die Anderen nun heranskamen, stand er, mit dem ganzen Gesichte strahlend und lachend, am Zugange des Gartens und empfing seine Verlobte mit den Worten: „Ich dachte noch vor Dir mit dem Bauholze für die neue Tina da zu sein, aber es hat doch nicht gereicht, daß ich vorher bis an den Markt hin und zurückgekommen. Ich bin so faulselig bei Allem, Du mußt mich erst besser erziehen.“

Sie verstand, was er mit dem „Bauholze“ ausgedrückt, ihr Gesicht zeigte keine Überraschung, daß er hier sei, von ihrem Munde kam nur die Erwidierung: „Sie sind, — verzeihe, es ist mir noch ungewohnt, — Du bist so gut.“

Follart und Dode waren ein wenig zurückgeblieben; bei dem letzten Worte fiel jährlings eine weiße Blässe über die Züge der Sprecherin, hinter ihr sagte eine fröhliche Stimme: „Guten Morgen, Fräulein Tina! Wie steht's mit der Segelsfahrt? Der Wind könnte nicht besser sein, als heute.“

Eine Secunde blieb die Augesprochene noch abgewandt stehen, als ob sie nichts vernommen. Doch dann drehte sie rasch den Kopf: „Guten Morgen, lieber Freund. Ihre Aufmerksamkeit ist sehr liebenswürdig, aber heute kann ich den guten Wind nicht mit benutzen. Da Sie gerade dazukommen, will ich's Ihnen gleich als dem ersten unserer Freunde mittheilen, daß Sie mir Glück wünschen können, weil ich mich eben mit Herrn Velenmerz verlobt habe.“

Der junge Kapitän Heinrich zur Modden griff plötzlich mit der einen Hand nach dem Gartengänger neben ihm. „Verlobt? Sie? Und wie an seinem Gehege zweifelnd, sah er ihr, gleichartig wie sie eben zuvor erschlaßt, starr in's Gesicht.

„Ja, Dode und ich haben es zusammen heute Morgen gethan; bei uns Beiden war die Absicht schon länger vorhanden.“

Tina ward unterbrochen; Jakob Garstens hatte vom Hause her die draußen Stehenden wahrgenommen, kam durch die Thür heran und sagte: „Guten Morgen, Fräulein Tina. Ich möchte bitten, daß S—sie, — der Herr Senator schlält heute Morgen länger als sonst, ich habe schon ein paarmal bei ihm gesäßt.“

„So will ich ihn weden; er ist heute Nacht erst sehr spät zu Bett gekommen.“

Das schnelle Eingehen Tina's auf den Wunsch des Buchhalters ließ durchmüssen, daß sie im Augenblitke besonders dazu erbötig sei, seiner Anforderung zu willigen. Nach trat sie, ohne den Blick mehr aufzuhaben, in's Haus ein; die Zurückbleibenden standen mehr oder weniger etwas ungewiß, ein Gespräch anzulöpfen. Nur Asmus Lelenmerz war heute die sonst unbereitete Zunge gelöst; Volkart die Hand hinstreckend sagte er: „Also Sie haben es heute in der Frühe ebenso gemacht wie Tina und ich, — das ist ein Familienmorgen, — ich denke, wir lassen gleich das Sie bei Seite, Herr Schwager, wenn's Ihnen und der zukünftigen Frau Schwägerin recht ist.“

„Gewiß.“ Die Beiden erwideren es zugleich im nämlichen Tone und reichten dem neuen Verwandten freundlich die Hand. Seine treuerzige, vom Glücke überquellende Sprache mußte für ihn einnehmen; zwar begriff Dode die Entscheidung Tina's nicht, sie hatte bisher Anderes geglaubt, aber zweifellos hatte dieselbe einen guten Mann gewählt. Lachend drehte Lelenmerz sich gegen Henrich zur Modden um: „Nun sollten Sie sich auch eine Kapitänin an Bord nehmen, freilich Sie sind noch jung und haben Zeit, 's ist nur gut, daß Sie nicht die Tina gehabt und mit ihr malheurt sind. Was ist Ihnen, Kapitän? Sie sehen ja auf einmal furchtbar schlecht aus. Haben Sie noch nicht gewußt, daß die Tina untergegangen ist?“

„Ja, — etwas schwindlig, — nein, — das wußte ich nicht, — untergegangen.“

Da unterbrach Jakob Garstens wieder, der Tina in's Haus nachgefolgt war. Doch seiner sonstigen ruhigen Bewegungsart zuwider, kam er gegenwärtig auf unsicherem Fühen gelaufen und brachte, mit der Zunge fast bei jedem Worte anstoßend, kaum hervor:

„Herr Bürgermeister —“

Volkart stimmte Lelenmerz bei: „Ja, Sie sehen wirklich etwas angegriffen aus, zur Modden, — was soll ich, Herr Garstens?“

Der Buchhalter stotterte mit höchster Anstrengung: „Der Herr Senator — liegen im B—bett und — röhren sich g—gar nicht. Er ist g—ganz weiß im Ge—gesicht, — ich gl—gl—aube —“

„Was glauben Sie?“

„Er ist t—t—to—to—“

Dode stieß einen Schrei aus und stürzte auf das Haus zu, aus dem Ruhe klangen: „Zum Doctor!“ Blitschnell flog durch den benachbarten Stadtteil die Kunde, bei dem Herrn Senator habe sich ein Unglück zugetragen, eine Menge von Leuten sammelte sich in wenigen Minuten vor dem Hause an, machte dem herzulaufenden, von dem Apotheker Döbbelin begleiteten Arzte Platz. Die Letzteren begaben sich in das Schlafzimmer, wo die Hausangehörigen nebst Lelenmerz und zur Modden atemlos um das Bett des unbeweglich Daliegenden standen. Der Arzt bückte sich über ihn, befühlte die völlig kalte Stirn, den Puls, schüttelte den Kopf und murmelte: „Ein Schlag im Schläf, schon vor Stunden.“ Sich aufrichtend, fügte er nach: „Es ist nutzlos, noch Hoffnungsworte zu machen. Hat den Herrn Senator vielleicht gestern Abend irgend eine heftige Aufregung betroffen?“

Einen Augenblick antwortete Niemand, dann erwiderte Tina mit fester Stimme: „Ja, allerdings; er hatte die Anzeige vom Untergange eines unserer Schiffe erhalten.“

„Das hat unserer Stadt diesen unerträglichen Verlust zugefügt.“ Die Stimme des Apothekers Döbbelin war's, die sich in erster Bewegung dem Berlingen derjenigen Tina's anschloß. „Verzeihen Sie, wenn ich, scheinbar unbefugt, hier in dem Trauerhause das Wort nehme, aber die Allgemeinheit besitzt ein Anrecht, diesen so schmerzlichen Fall in seinem Entstehungsgrunde voll aufgehellt zu sehen. Leider muß ich mich selbst dabei einer, wenn auch durchaus schuldlosen, Mitwirkung bezieht.“

Er hatte ein wenig von dem geringen Flüssigkeitreste eines am Bett Gundermann's stehenden Wasserglases gekostet und fuhr, die Umherbefindlichen anblickend, fort:

„Sie täuschen sich, verehrter Herr Doctor, allerdings in vollständig begreiflicher, fast nothwendiger Weise. Doch es liegt zweifellos kein Schlaganfall vor, sondern eine tiefschläbende Irrung von Seiten des unvergleichlich uns plötzlich Entrissenen, über welche ich allein Licht zu verbreiten im Stande bin. Es mag vor viertehalb Monaten gewesen sein, noch ehe wir den glücklichen Gedanken der Erwählung des Herrn Bürgermeisters

gesäßt hatten, — ich erinnere mich jetzt genau, es war am Tage der tödlichen Erfahrung des gewesenen Herrn Bürgermeisters, — als der Herr Senator in meiner Offizin vorsprach, um, wie der selbe es gern in seiner Gesellschaft hatte, meine Meinung über einige Gegenstände des städtischen Interesses zu vernehmen. Der Tag befaßt für die Jahreszeit eine ungewöhnlich hohe, das Durchschnittsmäß weit übersteigende Temperatur, und der Herr Senator entnahm bei jenem Anlaß zwei Gläser mit Brausepulver aus meiner Apotheke. Er äußerte, es sei bei der Wärme wünschenswerth, dasselbe im Hause zu haben. Dann fiel ihm noch ein, sich zur Vertilgung von Wandermatten in seinem Geflügelstalle etwas Arsenit von mir geben zu lassen, — ich glaube, Herr Doctor, Sie werden mir keinen begründeten Vorwurf machen, daß ich einer Persönlichkeit von der allbekannten Umsicht des Herrn Senators das Gewünschte ohne ärztliche Anordnung verabfolgte, — um der äußeren Ähnlichkeit mit dem Brausepulver willen schrieb ich indeß auf das mit einem Todtentkopfe gekennzeichnete Glas noch extra das Wort „Gift“ hinzu und unterstrich dieses

Aber dem Verhängnis gegenüber erweist sich menschlicher Vorausblick machtlos. Nachdem ich, — von einer unheilvollen Ahnung erfaßt, — den Rest dieses Glases einer Prüfung unterzog, fand es seinem Zweifel mehr begegnen, was geschehen, daß der Herr Senator die Absicht gehegt, die naturgemäße Aufregung über den uns mitgetheilten Verlust seines Schiffes bei schlaflosem Zustande durch den Genuss eines Brausepulvers etwas zu beschwichtigen. Zu diesem Behufe, mutmaßlich ohne Licht anzuzünden, in der unsicheren Beleuchtung der Mondnacht aus dem Bett aufgestanden, hat er sich in den Gläsern getäuscht, dem Trunk Arsenit zugemischt und nach dem unersichtbaren Willensschluß der Beschwörung selbst seinen trüsternden Angehörigen und unserer Stadt den Schmerz dieser Stunde und niemals zu erlösende Einbuße bereitet. Ich glaube dem Gefühl aller draußen vor dem Hause des Leides Versammelten Ausdruck zu geben, wenn ich dem Abgeschiedenen hier als letzten Dank ausspreche, daß er uns in seinem hochbegabten Sohne eine Hoffnung auf Bewährung väterlichen Erbtheiles und auf einen zukünftigen Ersatz für den Unvergleichlichen hinterlassen hat.“

Das Letzte sprach Herr Döbbelin mit einer tief ernst-achtungsvollen Verneigung gegen den jungen Bürgermeister, der in lautlosem Schweigen eine der kalten Hände seines Vaters hielt. Über die Leiche desselben lag Dode in halber Bewußtlosigkeit schluchzend hinstreckt; nur Tina besaß Fähigkeit zu Regung und Sprache, streckte jetzt dem Apotheker über den Todten die Hand hinüber und sagte dazu mit der nämlichen sicher-festen Stimme wie vorher: „Ich danke Ihnen in unserem Namen, Herr Döbbelin, für die Erklärung, wie das Durchbare geschehen ist; es wäre sonst uns Allen unbegreiflich geblieben.“

Unter einer abermaligen summ-tiesen Kopfniedigung trat nun in schicklicher Weise der Apotheker, den Arzt mit sich ziehend, zur Thür, um die Familien-Angehörigen im Sterbezimmer allein zu lassen. Tina drückte das Gesicht des Vaters sanft zwischen ihre Hände und sagte leise: „Schlaß ruhig!“ Aufsehend trug sie mit dem Blicke in das Antlitz Henrichs zur Modden, der in der Stube geblieben war. Doch ihre Augen gingen schnell an ihm vorüber, suchten Asmus Lelenmerz und, die die Hand desselben erjassend, sprach sie: „Das dachten wir vor einer Stunde nicht, laß Deine Hand nicht von mir, ich habe es nötig, daß sie mich fest hält. Du hörst es nicht mehr, lieber Vater, was wir Dir sagen wollten, aber Dein Gedächtniß bleibt uns und unserer Stadt und wird schön in ihr fortleben, wie Herr Döbbelin es gesprochen.“

Nachdruck verdutzt.

## Zur Psychologie der Nase.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

 Ob jener moderate Weise, der mit Hülfe seiner Nase die Seele entdeckt hat, im Rechte ist, weiß ich nicht, ebenso wenig, ob man nach dem guten oder übeln Geruch einer Seele ihren moralischen Werth zu erkennen vermöge; aber ich möchte doch glauben, daß jeder Sinn seine kleine Seele für sich hat, und daß es somit auch eine besondere Nasenseele giebt, welche nur ihr allein eigenthümliche Eindrücke empfängt, daran urtheilt und diese Urtheile mittelst des Nerven-Telegraphen dann wieder der großen Centralseele mittheilt.

Unstreitig haben Gerüche groß und bestimmte Wirkungen in physischer und psychischer Beziehung. Schiller fühlt sich durch den Geruch schlechter Apfel, der kleinrussische Dichter Schewtschenko durch den gebrauteter Maiskolben zum dichterischen Schaffen angeregt. Röschken konnte seine großen politischen Pläne nur in der Atmosphäre seiner Kapen ausspinnen. Garrick fühlte sich einer Ohnmacht nahe, wenn in seiner Nähe Kaffee gebrannt wurde. Deshalb spielt der Geruch im Orient in allen Liebesliedern eine so große Rolle, und in alten Zeiten suchte man sogar die Götter durch Gerüche zu bestechen, erzt durch den Blutgeruch zulender Opfer, später durch Weihrauch.

Vormals schrieb man dem Geruche nicht nur heilende Wirkungen zu, sondern man war überzeugt, daß gewisse Gerüche das Leben verlängern könnten. Der Römer Hermippus war durch den wohlriechenden Athem schöner junger Mädchen fünfzehn Jahre alt geworden. Es war dies offenbar der Geruch der Braut des hohen Liedes, zu der Salomon sagt: „Dein Athem ist wie ein Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten, mit Räuden aus Cypern, mit Saffran, Kalmus und Cinnamon, mit allerlei Blumen des Weihrauches, Myrrhen und Aloë, mit allen besten Würzen.“

Als der lachende Philosoph Demokritos dem Tode nahe war, weinte seine Schwester weniger über den bevorstehenden Verlust des Bruders, als darüber, daß die Trauer sie hindern könnte, dem bevorstehenden amüsanter Fest der Ceres beizuhören. Da ließ sich Demokritos warmes Brod reichen und erhielt sich durch den Geruch desselben noch drei Tage am Leben, sodass seine Schwester nicht gehindert wurde, am Herkesepte in der neuen Toilette zu erscheinen, welche ihr ihre Schneideerin eben geliefert hatte. Der Arzt Conciliator verlängerte verschiedene Menschen das Leben durch den Geruch von Saffran mit Viberg und Wein vermisch, während Homer sich durch den Duft von Aepfeln immer wieder neu belebt haben soll. Auch die Braut des hohen Liedes ruht, als sie ihre Sinne schwanden fühlt, aus: „Labet mich mit Blumen und erquidet mich mit Aepfeln, denn ich bin frant vor Liebe!“

Ebenso gibt es Gerüche, die tödten. Der Manzanillo-Baum mordet Jeden, der in den Bereich seines einschlafenden Duftes kommt, auch Blumen können die Wirkung haben, welche Freiligrath so poetisch in seinem Gedichte „Der Blumen Nach“ geschildert hat.

Wie der Mensch in der Umgebung, die er sich wählt und schafft, unbewußt sein Wesen ausspricht, so verräth er dasselbe auch durch den Geruch, der ihn umgibt, der ihm eigen ist. Das weiß schon der deutsche Volksgeist, wenn er von einem vertrüsten Menschen sagt, er stehe in üblem Geruche, und wenn er von einer Spürnase spricht.

Ich hatte einen Freund, welcher in allem Ernst behauptete, jeder Stand habe seinen speziellen Geruch, insbesondere aber jede der vier Facultäten. Die theologische rieche nach Weihrauch, die juristische nach Staub, die philosophische nach Kleister und die medicinische nach dem Friedhofe.

Besondere Gerüche rufen besondere Bilder hervor, wie sie vor Heinrich Heine's geistigem Auge durch das magische Spiel Paquinni's hervorgezaubert wurden. Deshalb hat die Rose auch ihre eigene Ästhetik. So meint auch Mephistopheles, wenn er in seinem Zauberpiel den im Bücherstaub begrabenen, nicht übermäßig verwöhnten Doctor Faust mit allen seinen ästhetischen Hunden hest und in seinem Concert-Programme austut: „Auch Dein Geruch wird sich ergönen!“

Ein angenehmer Geruch bestreift, aber der Geschmac ist auch in dieser Beziehung sehr verschieden, ebenso verschieden wie die Nasen und Nasenseelen.

Unter Umständen wird der Duft, der uns umschmeichelt, sogar zum Liebeszauber.

„Die Liebe hat viele räthselhafte Beziehungen zu dem Geruchsinne,“ sagt der berühmte italienische Arzt und Physiologe Paolo Mantegazza und versichert uns an einer anderen Stelle seiner geistvollen Physiologie der Liebe, daß „Wohlgerüche eine mächtige Waffe in der Hand der Liebe sind.“

Napoleon I. war sehr empfindlich gegen starke Wohlgerüche. Während des spanischen Feldzuges ergriff er in Madrid vor einer schönen Tänzerin die Flucht, die sehr parfümiert war und ihm dadurch einen Ohnmachtsanfall zuzog. Als erster Conul wäre er fast auf diese Weise das Opfer eines Attentates geworden. Eine junge Schauspielerin, mit der er manchmal eine Stunde zu verplaudern liebte, verbarg bei sich einen Emigranten, ohne zu ahnen, daß der selbe sich mit anderen Royalisten verschworen hatte, um Napoleon zu tödten. Ein starker Wohlgeruch warf den ersten Conul in unchristliche Strämpe auf den Teppich, zu den Füßen der Schauspielerin nieder, welche in ihrer Angst und Verwirrung den Verschworenen zu Hülfe rief. Napoleon wurde nur durch die Großmuth des jungen Edelmannes gerettet, der es verschmähte, den Verhafteten im Zustande der Ohnmacht und Wehrlosigkeit zu erdolchen.

Mantegazza behauptet sogar, daß starke Wohlgerüche keinen guten moralischen Einfluss ausüben, was wir dahingestellt lassen wollen. Jedenfalls ist auch hier Maßhalten die wahre Lebensweisheit. Mit Takt und gutem Geschmac angewendet, wird der Wohlgeruch das Leben verschönern und die Person, die angenehm erscheinen will, mit einem wichtigen Reize mehr schmücken, besonders die Frauen, die sich in unseren Augen mit dem Blumengeruche auch eine Blumenjele erobern können.

Wer würde nicht von einem lebendigen Veilchen entzückt sein, das uns mit blauen, leichten Augen ansieht und zugleich einen sanften Weihrauchduft ausströmt? Wer würde der königlichen Rose widerstehen können, die zu einer stolzen Herzogsdame im modernsten Frauengewande geworden. Rosen auf den Wangen trägt, uns mit Rosentüppen anmutige Befehle ertheilt und aus Rosenduft ein Dorroschen-Mädchen um uns webt?

Wir könnten meinen, uns wie in dem Alexanderliede in einem verzauberten Walde Indiens zu befinden, wo Alexander der Große und seine Helden auf einer Waldblöße wunderbar schöne Blumen entdecken, die unerwartet ihre Kelche öffnen, um im tauend belebten zu herrlichen Mädchen gewordenen Blüthen jedem eine reizvolle Braut zu schenken.

Aber die armen Blumenmädchen des Zauberwaldes verbühen und welsen mit den Blumen, und wir sind so glücklich, lebende Frauenblumen zu besitzen, die im Winter, in weiche, warme Pelze gehüllt, im räth dahinsiegenden Schlitzen, auf der mit filbernen Moos überzogenen blizzenden Eisbahn, die stählernen Flügel an die kleinen Füße geschmalt, im Ballaal, im Schauspielhause und am häuslichen Herde ebenso schön blühen, wie die von Lenzenlust und Maiendüften umwohbene auf Wiese und Flur.

Wenn im Geruche eine Zauberkräft ruht, so besitzt die Frau, die ihn flug zu benennen versteht, unstreitig einen Zauberstab. Warum sollte sie nicht davon Gebrauch machen! Weil eine gewisse Rosette darin liegt? Eine Rosette, die sich damit belustigt, Qualen zu erzeugen, für die sie keinen Balsam bereit hat, und Hoffnungen zu erwecken, die sie nicht erfüllen kann, und das Alles nur, um stets ein Duhend Thoren vor ihrem Siegeswagen gespannt zu sehen, ist gewiß verwerthlich, aber deshalb noch lange nicht die Rosette.

Die Rosette wird sogar zu einer Tugend, wenn sie die Allierte wahrer Zuneigung ist. Rosette heißt gefallen wollen, und warum sollte ein Mädchen dem Manne nicht gefallen wollen, der ehrlich um sie wirbt und dem ihr Herz sich zuneigt — und nun gar die Braut ihrem Bräutigam, die Frau ihrem Gatten?

Wir suchen in geistiger Beziehung die schöne Dauer, in allen äusseren Dingen aber den reizvollen wechselnden Wechsel bei der Frau.

Und diesen reizvollen Wechsel kann uns ein und dieselbe Frau bieten mit ein wenig erlaubter Rosette, besonders in der Ehe, wo die Alltäglichkeit und die Einödigkeit alle Poetie und damit nur zu oft auch die Liebe zu ersticken drohen.

Barbey d'Aurevilly, der leichte Klassiker des französischen Romans, sagt von einer seiner Heldeninnen sehr bezeichnend: „Das ist keine Frau, das ist ein Serail!“ Diese seltsame Frau versteht es nämlich, täglich neu zu sein und auf diese Weise den treulosesten Löwen der vornehmsten Pariser Welt für immer an die Kette zu legen.

In ähnlichem Sinne kann jede Frau, die von dem Manne ihres Herzens immer mit der gleichen Wärme geliebt wird, ohne Gefahr für ihre Tugend ein Serail sein.

Sie kann, sobald sie nur will, mit Hilfe der Toilette das Auge, durch die seine Symphonie der Töne das Ohr, und durch eine fluge Strategie des Geruches die Seele täuschen, bezaubern, ihrem Einflusse unterwerfen.

Ich kenne eine kluge und schöne Frau dieser Art, die ihren Mann seit Jahren an ein einfaches Vergnügloch des Böhmerwaldes gefesselt hält.

Sie ist ein wahrer Proteus. Sie erwacht, kurz geschürzt, in der Bodenloppe, den Hut mit dem Gemshorn auf dem Kopf, in faltigen Stiefeln einherstreitend, von einem fechtigen Parfüm von Aukien und Tannenadeln umgeben, die Illusion des Waldes und einer wilden Jägerin, um dann wieder im steifen Percalrode umhertauschend, frische Blumen an der Brust, einen köstlichen Heugruch um sich verbreitend, zu einer frühlingstrischen Land-Urschuld zu werden. Ein Häubchen auf dem blonden Scheitel, eine weiße Schürze vorgebunden, entzückt sie durch die Melodie ihres flirrenden Schlüsselbundes und einen aus den Gerüchen von Gold-Reinen, Linzer-Torte und Wild-Pastete gemischten Speiseflammern-Duft in dem Sinne Schiller's: „Im Hause walte die züchtige Hausfrau!“ Ein türkischer Schlaftrot, ein buntes Tuch malerisch um den Kopf gewunden, ein exotischer Duft von Myrrhen oder Aloë, — und eine Sultanin aus Tauen und einer Nacht ruht auf den Kissen der Ottomane, während wieder die behagliche Pelzjade, wie wir sie auf den Stabettens-Süden holländischer Meister sehen, dieselbe Frau zur holden Herrscherin umgestaltet, die sie ja freilich immer ist und bleiben wird, so lange sie nicht die Robe des Advokaten anzieht oder sich das Vergnügen macht, uns — zahnärztlich zu behandeln.

Rostund verdorben.

## Strandbilder aus Holland.

Auf ihrem Posten.

Von Wanda Bartels.

Mit drei Abbildungen von Hans Bartels.



ort, wo der gelbliche Klin-  
serweg, der das Dorf nach  
der Seite abzieht, an  
der alterthümlichen Kirche  
endet, gerade dort liegt  
das Wachthaus.

Das rothe Ziegelbach  
reicht tief herunter; die  
Mauern, in die der scharfe  
prickende Seesand tiefe  
Löcher gefressen, neigen sich  
müde zur Seite; müde  
hängt die einstmals blau  
gestrichene, verblaßte Thür  
in ihren Angeln, und trüb  
und müde blinzeln die ver-  
gilbten Fensterscheiben, denn  
das Wachthaus ist alt, ur-  
alt. Uralt ist auch die dun-  
kelbraune, nach Heringssake  
richtende Brüse vor der  
Thür, von der Niemand  
weiß, wie sie dahinfommt,

und die doch Sommer und Winter vor dem Wachthause steht,  
und uralt sind die beiden Männer, die das Wachthaus bewohnen.

Wie alt sie sind? Ja, du lieber Gott, wer wußte das zu  
jagen. Sie sind noch aus der „todtauerwesen“ Zeit, das ist die  
aller-altertümste Zeit, auf die man sich befreien kann: die Zeit  
der Franzosenkriege unter dem ersten Napoleon. Das sieht  
man außer an ihren faltigen, dunkelbraunen Gesichtern am  
besten aus ihren Kleidern, die sie so tragen, wie sie in der  
„todtauerwesen“ Zeit Mode waren: Den Cylinder mit ganz  
schmalen Rändern, die schwarze Jacke mit weiten Ärmeln, die  
nur bis zum Ellbogen gehen und das rothe Hemd bis zum  
Handgelenk frei lassen, Kniehosen, schwarze Strümpfe und große  
weiße Holzklumpschuhe.

Ja, sie sind uralt, die beiden Wachtmänner, aber trotzdem  
immer noch auf ihrem Posten in dem baufälligen Wachthause.  
Ob es draußen stürmt oder ob die Sonne scheint, sie müssen  
mit ihren Fernrohren den Horizont bewachen und es dem  
Dorf melden, wenn eines oder das andere der Heringssäcke  
heimkehrt, damit man die Maßregeln zur Landung treffen  
kann, oder auch die Signale, daß das Boot nach Haarlingen  
muß, wenn die Landung an Ort und Stelle nicht möglich  
ist. Das ist ihr Amt.

Im Sommer, wenn der leuchtende Vollmond über dem  
Meere summert, dann ist es leicht genug, aber im Herbst war  
es manchmal schon hartes Werk für die Alten in den vielen,  
vielen Jahren. Aber sie haben ihr Amt stets getreulich er-  
füllt: jedes ankommende Boot fand sie auf ihrem Posten, und  
die Menschen dachten, es würde immer so bleiben; Niemand  
dachte sie abzulösen.

Aber einmal kam es anders.

Es war im September. Der Winter war noch nicht da,  
aber er schickte seinen Boten, einen hübschen, steifen Wind vor  
sich her, der dem Meere sein Nahen verkünden sollte. Und  
der Wind sah seine Aufgabe. Er strich von England her  
über die See und flüsterte den Wogen seine Botschaft zu: daß  
des trügen Sommers Herrschaft zu Ende, und die Wogen  
bäumten sich unter seinem Albem und hoben die weißen Häupter,  
um nach dem Winter auszuspähen. Weit, weit hinaus bis zum  
Horizont reckten sie sich eine über die andere, um sich jähzend  
zu überstürzen, wenn sie des Winters Wahrzeichen in dem ge-

ballten Gewölle wahrgenommen. Immer hastig-  
er reckten sie sich auf, gelb vom Sande, den sie  
vom Grunde heraußwühlten, um ihn im Aus-  
einanderhüpfen auf den Strand zu werfen.  
— Was für Verge von Sand sie bewegen, dem  
Einzug des Winters zu Ehren! Ein Welle schob  
ihm der anderen zu, den schweren gelben Sand,  
und sie häusten ihn am Strande in dicken, nassen  
Wellenlinien. Dann kam der Wind und blies  
darüber hin mit seinem langen Atem, bis die  
ersten Körner trocken vor ihm herstoben. Das  
war ein Stoß! — Der Wind hinterher, allen  
Sand ringsumher austreibend und vor sich her-  
treibend, — über die mühsam gespannten Reihen  
des rüttelnden Strandhauses, — bei die steile  
Böschung hinan, die die Menschen zum Schutz  
gegen das Meer erbauten, — über die Straße  
und die schwarzen Zäune, — ganze Flutten von  
flüsterndem Sande, die sich weich und leise  
über Alles rings ergießen. Er häust sich an  
den Zäunen und wächst daran empor wie ein  
Wunder, bis er sie übersteigt und, die win-  
zigen Hölle hinunter rieselnd, Holzduche, Eimer  
und was da steht, wie im Spiele begräbt.

Ja, wie im Spiele. Hierhin, dorthin treibt  
der Sand, als sei das Begrabene immer noch  
nicht so recht der Mühe wert, als suche er  
etwas, — etwas, — nun ja, wo es sich lobt,  
den ganzen Atem einzusehen, — und flui-  
sternd fährt er die lange Dorfstraße hinab,  
bis hinunter an die alte Kirche und daran  
vorbei, bis an das Wachthaus.

Das ist ein Platz! Wie gemacht zum Aus-  
ruhen für Sand und Wind. Wie ein Regen  
fallen die Sandblömer in die dunkle Pfütze vor  
der Thür, wieder und wieder; jeder Atem-  
zug des Windes bringt neue rauschende Wol-  
len von Sand, die in der Pfütze versinken,  
bis sie auf einmal, auf geheimnisvolle Weise  
aus der dunklen Masse wie ein kleiner Berg  
auftauchen, wachsen, — wachsen um schmale  
helle Streifen, wie leise tastende Finger nach  
der Schwelle des Wachthauses zu strecken.  
Was die Pfütze für Anstrengungen macht!  
Zimmer wieder dringt sie in dunklen Flecken  
durch den Sand; aber der Wind und der  
Sand sind stärker, als die armellose Brüse, — nicht lange, und  
eine schmale kleine Welle von Sand liegt anstatt ihrer als Wäch-  
ter vor der Schwelle des alten Wachthauses.

Das war ein Sieg; freilich ist es Abend geworden unter-  
dessen. Die Sonne schlält und die Menschen schlafen, nur der  
Sand und der Wind knistern weiter in der schwiegenden Nacht.

Außer ihnen sind nur noch zwei im ganzen Dorf, die da  
wachen, das sind die „aurweissen“ Männer in dem alten Wach-  
haus, an dessen Schwelle der Sand wächst.

Sie brauchen keinen Schlaf; sie meinen, daß nun bald für  
sie eine Zeit kommt, wo sie genug Schlaf haben werden; sie  
sind drinnen in dem niedrigen braunen Zimmer auf ihrem  
Posten. Vor dem großen Fenster steht der vierfüige Tisch, an  
dem sie sitzen: van der Plaß haben und van Rhin drüber.  
Es ist ganz dunkel drinnen, nur das winzige Lichtchen, das



auf dem Teigglase unter dem Theewärmer summert, wirkt einen  
matten Schein über die Alten. Sie sehen in der Dunkelheit  
so feierlich aus, wie sie unbeweglich mit den hohen Cylindern  
auf den Stühlen sitzen; van der Plaß raucht eine ebenholze,  
wie es ganz selbstverständlich ist, denn was der Eine von ihnen  
thut, das thut der Andere auch, alle die vielen, vielen Jahre hindurch.  
Der Rauch zieht feierlich und langsam über den Tisch und  
errodhet, wenn er über das Gläschchen des Theewärmers hin-  
streicht; wahrscheinlich über seine eigene jugendliche Unruhe,  
die ihn nicht auf einem Flecke verweilen läßt und die so gar  
nicht zu der feierlichen Umgebung der „aurweissen“ Männer  
paßt. — Aber der Rauch kann nichts dafür, ebenso wenig als  
van der Plaß und van Rhin sitzt ihre eigene „todtauerweise“  
feierliche Ruhe können.

Auf einmal steht van  
der Plaß auf und schaut  
hinans.

„Eine schöne steife Brüse,“  
sagte er.

Van Rhin sieht auch auf.

„Eine sehr schöne Brüse,“  
sagt er, und dann seien sie  
sich wieder hin, und der  
Rauch ringelt sich ein we-  
niig lebhafter über dem  
Theewärmer.

„Gerade wie anno 1825,“  
sagt van der Plaß.

„Gerade so,“ sagt van  
Rhin.

Als die drei letzten  
Boote von Schottland sa-  
men,“ sagt van der Plaß.

„Gerade so,“ sagt van  
Rhin, und sie rauchen wieder.

„Könnten wohl heute  
die letzten drei von Schott-  
land kommen für dies  
Jahr,“ meint van der Plaß.

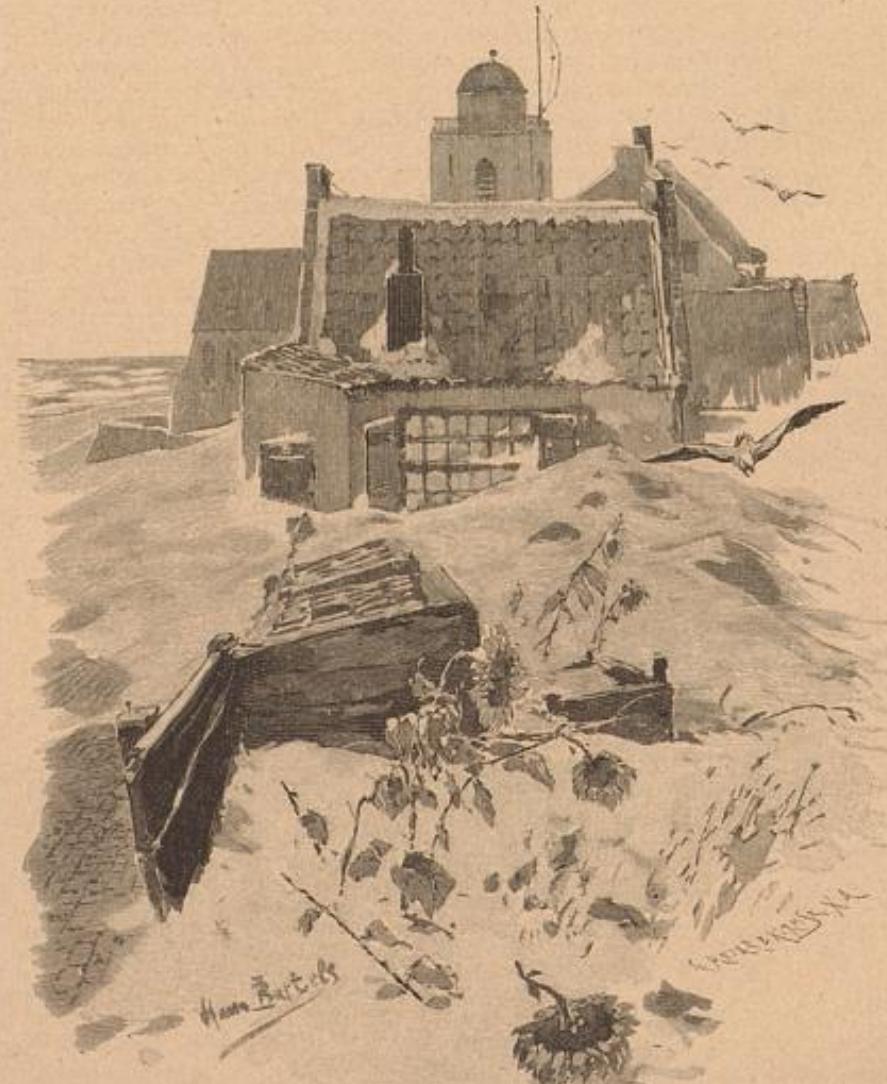
„Das könnten sic,“ sagt  
van Rhin.

„Eine schöne Brüse da-  
für,“ sagt van der Plaß.

„Eine sehr schöne Brüse,“  
bestätigt van Rhin; und  
dann ist es still. Ganz  
still rings umher.

Die Nacht hat ihre großen Fü-  
nkte über das Meer ge-  
breitet und hält es im  
Zaume, sodass die Wellen  
nur noch im großen, leisen  
Taftschlage auf den Strand  
rollen. Der Sand knistert  
draußen an der Thür, an  
der er leise hinaufflimmt;  
leise rüttelt der Wind das  
große Schiebfenster, vor  
dem es wie eine Mauer  
von draußen in die Höhe  
wächst; leise rollt der helle  
Sand durch die Spalten  
auf den rothen Ziegel-  
Fußboden, — die beiden  
Alten merken es nicht.

Die Gedanken wandern  
zurück in die „todtauerwesen“  
Zeit, die so viel schöner  
war als heute, und der Sand  
wächst von draußen um das  
Haus und schlägt sie ab  
von jedem Zone, der sie  
daraus zurückzuziehen konnte.





Wäschereien am Gardasee. Von Elvira Zito. — Seite 45.  
Sob einer Photographie aus dem Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Er knistert und knistert, und häuft sich und schlägt die „Iodaurwesen“ Männer ein.

— Die bleiche Herbsthonne vertrieb die Nacht; und als sie den Alten in's Gesicht schaute, da fand sie sie eingeschlummt im ewigen Traum an die „Iodaurwesen“ Zeit, und der Sand hatte ihnen das Wiegenlied gefungen.

Die Sonne wunderte sich nicht darüber. Sie wußte es besser als Alle, daß van der Blas und van Rhin immer zusammen gewesen waren und Alles mit einander getheilt hatten, alle die vielen Jahre hindurch. Sie dachte nicht, daß sie im Sande erschüttert seien, wie es einige von den Menschen dachten. Nein, die Sonne wußte es besser: sie waren ja alt, van der Blas und van Rhin, so alt, und wollten doch ihren Posten nicht freiwillig abgeben. Da war der Sand gekommen und sein leises Rauschen hatte die Mäden eingeschläfert: auf ihrem Posten.

Nachdruck verboten.

## Aus Frauen-Werkstätten.

Stizzenblätter von Elise Polko.

Arbeit, edle Dimpelgasse,  
An der Menschen Seil erlernen,  
Wie bleibt ohne Trost und Lode,  
Wer sich Deinem Dienst geschweoren.  
Mirza Schaffy.

I.

**B**efremdlich ist's, in welch' geringem Maße, im Vergleiche zu anderen Ländern, in Deutschland der Sinn für die erste, edle Kunst der Bildnerei zu Tage tritt, wie gleichgültig sich im Allgemeinen das große Publicum den plastischen Arbeiten gegenüber verhält; unsere Museen und großen Kunstsäulen liefern immer von Neuem dafür den Beweis. Während die Säle mit den Schöpfungen der Malerei stets gefüllt erscheinen, bleibt es in jenen Räumen, die man den Gebäuden der Bildhauerei anwies, verhältnismäßig still und leer. Noch auffallender als diese Thatsache ist die Seltenheit irgend welchen plastischen Schmucks unserer Privat-Wohnungen, und zwar in einer Zeit, welche die Erwerbung derselben so sehr erleichtert durch die vortrefflichen Gips-Nachbildungen der Meisterwerke antiker wie moderner Bildnerei, zu einem so mäßigen Preise, daß die Anschaffung derselben auch dem wenig Bemittelten möglich ist. — Selbst bei den sogenannten oberen Zehntausend, — die das Glück haben, mit dem edelsten Materialie der Erde, dem Marmor, ihre Hallen und Gemächer schmücken zu dürfen, welche Armuth bei allem Reichthume in eben dieser Beziehung! Die verschiedenen Kunstsäulen lehrten, wie es scheint, vergebens in Wort und Bild, — noch heißt es von dem größten Theile der Bevölkerung unseres Vaterlandes:

„Dein Sinn ist tot!“

und es dürfte wohl noch manches Jahrzehnt vorüberziehen, ehe auch diese Kunst verklärend und erhabend in den eigentlichen Dienst des Hauses tritt.

Frauengestalten in der Werkstatt der Bildhauerei gehörten von jeher zu den ebenso anzuhenden wie seltenen Erscheinungen. Die Kunsteigenschaft der Völker führt sie uns in zarten Umrissen, gleichsam nur wie mit Silberstift festgehalten, vor, und redet auch jene, einer späten Kunstepoche angehörende Künstlerinnen, die sich mit der Technik des Bossiren in Wachs, der Aufwertung jener eigenartigen und zierlichen Portrait-Röpfchen, denen wir noch in einzelnen Museen begegnen, beschäftigten, zu den Bildnerinnen. Mit dem herrlichen Straßburger Münster ist der Name der ältesten und größten Bildhauerin für alle Zeiten verknüpft, Sabina von Steinbach. Vater und Bruder der genialen Tochter und Schwester erdachten das mögliche Bauwerk und führten es aus, als die Arbeit ihres ganzen Daseins: für den eigentlichen Schmuck der erhobenen Schöpfung, gleichsam für den Blumenkrantz der ersten Stirn des Gotteshauses sorgten aber die Frauenhände in den ammuthigsten und finnigsten Skulpturen. Sie unterscheiden sich von den später hinzugekommenen bildnerischen Verzierungen wie blühende, frisch gepflückte Blumen von kunstvoll gemalten. Es offenbart sich eine Glaubensinnigkeit und eine Reuehaftigkeit in diesen Schöpfungen Sabina's, wie sie nur eine weibliche Seele auszuströmen vermugt. Idealeres in religiösem Sinne ist wohl kaum je geschaffen worden, als die vier Relief-Darstellungen des Giebelfeldes, die Kreuzigung und Himmelfahrt, der Tod und das Begrabniß der heiligen Jungfrau. Auch die Gestalten der christlichen Kirche und des Judenthumus sind in ihren Contraten heilig und ergreifend zugleich. Wer bewunderte sie nicht noch heute, diese künstlerischen Frauenhände in ihrer mühevollen Arbeit?

Hervorragend als Bildhauerin wird im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine Engländerin genannt, Florence Conway, spätere Mrs. Damer, geb. 1758.

Schön, einer der ersten Familien ihres Vaterlandes angehörend, gefeiert, in Lugus auferzogen, trat diesem reizenden Geischöpf in einer glänzenden Abend-Gesellschaft in der Londoner Welt der berühmte Philosoph David Hume entgegen. Es war vor einer Blumengruppe in dem erleuchteten Wintergarten des vornehmen Hauses, aus dem sich einige Marmorbüsten erhoben, von irgend welchem unbekannten Bildner mit mehr gutem Willen als Geischmaß anfertigen lassen nachgeformt. Wie da die helle Nächtentümme aufschloß, wie da die großen blauen Augen mutwillig funkelten bei eben diesem Ausblende! Miss Conway, die Königin der Saison, ließ ihrer Spottlust im Kreise ihrer Verehrer freien Lauf, und man stimmte ihrem Tadel lebhaft und bedingungslos zu. Da tönte eine gebietende Stimme in all' diese ausgelassene Heiterkeit hinein, vor deren Klange plötzlich die Spotter und Lachlustigen verstummten: David Hume war es, der sich an die gefeierte Schöne wandte mit der Bemerkung, daß doch viel Wissen und Kunst dazu gehöre, ein derartiges, wenn auch nicht ganz gelungenes Werk zu schaffen, und daß die Tadlerin selber doch niemals im Stande sein dürfe, solchliches herzorzubringen. Mit jähem Farbenwechsel wandte sich das holde Mädchengesicht dem berühmten Sprecher zu. Aber kein Wort der Entgegnung kam über ihre Lippen. Die Augen hingen lange und ernst an den Zügen des Philosophen, dann verneigte sie sich tief vor ihm, legte die Hand auf den Arm ihres Vaters, des stolzen Feldmarschalls, der eben zu ihr trat, und verließ mit ihm den Saal.

Wenige Tage später überbrachte Seymour Conway selber David Hume eine kleine Handarbeit seiner Tochter, wie er scherzend sagte, — sie habe sich schon seit einem Jahre mit allerlei Studien dieser Art beschäftigt. Es war das in Wachs modellirte, sprechend ähnliche Bildniss des Gelehrten. Da

mußte Hume freilich wohl selber seinen Dank der jungen Bildnerin überbringen, er konnte sich aber doch nicht enthalten, als sie ihn triumphirend empfing, zu bemerken, daß in der weichen Masse des Wachses unglaublich leichter zu arbeiten sei, als in dem schweren Materiale des Marmors. Da flamme es wiederum auf in dem schönen Mädchen-Antlitz, und mit dem ganzen eigenfühligen Eifer eines verzogenen Kindes, dem noch Niemand die Erfüllung eines Wunsches verweigert, verschaffte sich Florence Marmor und das nötige Gerät, und arbeitete in einer improvisirten Werkstatt Tag für Tag, unsichtbar für die Welt der Schmeichler und Bewunderer, in der sie bis jetzt gelebt, — um in verhältnismäßig kurzer Zeit die wunderbar gelungene Büste Hume's zu vollenden. Wie ein Funken war es in ihre entzündliche Seele gefallen, — die Sehnsucht nach einer edlen Arbeit, nach einem hohen Ziel in der Kunst, schlug in hellen Flammen auf, um nie wieder zu verlöschern. In dem vornehmten Atelier entstand nun nach und nach eine große Zahl von genialen Portraits und Idealbüsten, dazwischen auch charakteristische Thiergestalten, die gar bald den Ruhm der Bildnerin weit verbreiteten. Was war aus dem müßigen, gelangweilten jungen Weltling geworden! Eine rastlos schaffende, denkende und empfindende Künstlerin. Kein Geringerer als Horace Walpole selber war es, der sich an die Spize ihrer öffentlichen Vorreden stellte und sie durch seine feine und glänzende Kritik ermutigte und anfeuerte, immer weiter zu streben, dem höchsten Ziele entgegen.

Für kurze Zeit erschien freilich die schöne Miss Conway wieder in jener Welt des Glanzes einer Londoner „Season“; die süße Speise der allgemeinen Bewunderung, die der Frau galt, war eben zu einer unentbehrlichen geworden. Das jugendliche Mädchenleben fand einen traurigen Abschluß in der Ehe mit John Damer, einem der eifrigsten und frühesten Bewunderer der reizenden Florence. Er verschwendete in wenigen Jahren sein eigenes, wie das Vermögen seiner Gattin, und machte dann seinem uns- und thatenlosen Dasein durch einen Pistolenabschluß ein Ende. Mrs. Damer lebte fortan nur ihrer Kunst mit der vollen Hingabe ihres Selbst. Leider sind wohl fast alle Arbeiten dieser selten begabten Künstlerin in ihrem Vaterlande verblieben.

Das Bild der edlen Clarije Bassini in Bologna zieht schattengleich vorüber: ihre Schöpfungen brachten ihr die Mitgliedschaft der Accademia Clementina in ihrer Vaterstadt. Auch eine Frauengestalt im Nomenschleier erscheint auf der Schwelle einer Bildhauer-Werkstatt in Rom: Maria Dominici.

Aus der neuen Zeit kennen wir in Deutschland Elisabeth Ney, dies eigenartige Talent, die leider in den sechziger Jahren drüben jenseits des Oceans unsern Bliden entchwand. Ihr Vater war ein Elässer, und von seinen und der Mutter Lippen hörte das Kind zuerst jene poetischen Sagen vom Straßburger Münster und der Tochter Erwins von Steinbach. Diese ernste Jungfrauenengestalt wurde denn auch das Ideal des Mädchenherzens. Zum Staunen aller Freunde des Hauses und der eigenen Eltern fing die Kinderhand schon an, aus Thon allerlei Gebilde zu formen; das ungewöhnliche Talent ließ sich auch hier, wie eben jedes echte Talent, nicht hemmen auf seinem Wege, so sehr auch zärtliche Liebe und Sorge sich mühte, das Mädchen von der dornenvollen Laufbahn einer Künstlerin zurückzuhalten. Im kaum vollendeten siebzehnten Lebensjahr wurde Elisabeth Ney zuerst die Schülerin Widmann's in Berlin, um dann unter den Augen Rauch's ein Jahr später weiter zu arbeiten. Diese, trotz allen durch die Verhältnisse gebotenen Beschränkungen, so hochpoetische und glückdurchleuchtete Studienzeit förderte die junge Künstlerin in unglaublicher Weise. Unter den zahlreichen Büsten und Statuen, die von dem Talente und Fleiße der Künstlerin ein beredtes Zeugnis ablegen, ragen zwei durch ihre besondere Bedeutung hervor und ihren überwältigenden Contrast. Es sind Kopf und Statuette Bismarck's und das lebensgroße Standbild des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern, für den Neubau des Neureuther'schen Polyteliums in München bestimmt. Der romantische königliche Einzudler in seiner damals so weichen, jugendlichen Schönheit ist aber ein unglaublich günstiger Vorwurf gewesen für eine Frauenhand, als die gewaltigste Gestalt unserer Zeit, der große Kanzler. Elisabeth Ney, für welche Blümchen die zweite Heimat geworden, hat den König in seinem Schloß Berg sehen dürfen, — und damals erzählten die Wellen des Starnberger See's nur niedliche, heitere Geschichten.

Ob die Verschwundene in ihrem fernen unbekannten Heim jenseits des Meeres sie wohl noch in ihren Träumen zuwohlen rauschen hört?!

In der vorjährigen großen Münchener Ausstellung gelang es verschiedenen ganz eigenartigen plastischen Schöpfungen, die Aufmerksamkeit der Besucher in ungewöhnlichem Maße zu erregen und festzuhalten. Zunächst war es ein kleiner, kleiner Amor, auf einem Baumstamme suspend, im Begriff den Pfeil abzudrücken. Das Köpfchen mit seinem Schelmens-Ausdruck, der geslügelt, wunderbar weich modellirt Körper fesselte Jung und Alt. Als sein Spielgefährte aber stellte sich ein so lebensvoller, übermuthiger Bacchus-Knabe dar, auf einem Fächer stehend, eine volle Traube hoch hebend und ihr verlangend entgegenblickend, wie man ihn sich fröhlicher für den Liebesgott nicht wünschen könnte. Fragte man nun diese törichten Burschen, woher sie gekommen, so antworteten sie mit hellen Stimmen unisono und mit dem fröhlichen Lächeln: „Aus der stillen Werkstatt einer Bildnerin in Berlin.“

Und nun möchte ich wiederum eine kleine Geschichte erzählen, die anfangt: „es war einmal.“ — aber es wird doch kein Märchen, denn es ist Alles wahr.

In der Neumark war es nämlich, in Berlin bei Bärwalde, wo im Elternhause, einer Pflegstätte für Kunst und Wissenschaft, vier Schwestern heranwuchsen, wie Blumen in einem heiteren Garten, unter der Hut eines sorgfamen und geschilderten Gärtners. Die Jüngste von ihnen zeichnete sich durch eine merkwürdige Sehnsucht aus, allerlei Tischplatten mit Hülse eines Messers mehr oder minder kunstvoll zu bearbeiten, offenbar mehr zu ihrem eigenen, als zu Anderer Vergnügen. Nach und nach wurden aus diesen freien Studien aufstallend geschickte kleine, und allmählig auch größere regelrechte Holzschnüre; die zierlichen Mädchenhände trieben wirklich und wahnsinnige Bildnerei, doch jetzt auch zur Freude Anderer. Es geschah aber einst, daß ein Teich gegraben wurde im Hausegarten, und da forderte man dem jenes törichte Material des Bildhauers, schöne törichte Thunerde, zu Tage. Die unermüdlichen Hände griffen darnach, und seltsamer Weise formten die kleinen Finger Köpfe. So entstanden denn als Opus I und II die kleinen Büsten Goethe's und Schiller's, der jungen Schaffenden fast unbewußt. Dann mützen die Köpfe der Lieben und der Freunde herhalten, und endlich, ermutigt durch den Erfolg, eine frappante Ähnlichkeit und die Bewunderung der Angehörigen, wagte sich die angehende Bildnerin an die

zweck Apostellöpse des Abendmahles des Meisters Leonardo da Vinci. In der Ziegelei, die zum Gute gehörte, wurden sie gebrannt, und nach kurzem Kampfe und Zagen entschloß sich Anna von Kahle, mit einem Exemplare dieser Arbeit nach Berlin zu fahren, und dasselbe in die Werkstatt des Meisters Schaper zu tragen, des berühmten Schöpfers so vieler herrlichen Gebilde. Er hatte freilich gerade damals, neben seiner anstrengenden Lehrthätigkeit, Kopf und Hände voll ernster Arbeit; war er doch eben mit seinem herrlichen Goethe-Denkmal für Berlin beschäftigt, — 1877—80. Sein echtes Künstlerherz aber erwärme sich gleich nach dem ersten Blicke auf die dargebrachte Probe in solchem Maße für dies offensbare Talent, daß er für drei Jahre die sorgfältigste Ausbildung des Kunstbegierigsten Mädchens übernahm. Wie bald hatte er alle Ursache, sich der raschen Entwicklung der herrlichen Anlagen dieser seiner Schülerin zu freuen.

So ist es denn im Laufe weniger Jahre gekommen, daß eben Anna von Kahle, diese Schülerin, selber eine Werkstatt errichtet, und sogar in- und ausländische Ausstellungen mit ihren Schöpfungen zu bescheiden vermodete. Ihr Name hat bereits in weiteten Kreisen den besten Ruhm, und voll Stolz und freudiger Hoffnungen sehen Alle, die sie selber in ihrer Werkstatt aufsuchen, was sehr häufig geschieht, und ihre verschiedenen Arbeiten kennen lernen, auf ihr rastloses Streben und heiteres Schaffen. Und was das Schönste ist: sie bleibt in jenem feingezogenen Kreise des Weibes mit ihren mannigfaltigen Gestalten, — bei aller Kraft bleibt Anna von Kahle der holden Annahm getreu. So schuf sie z. B. die Erscheinung des Frühlings, eine poetische Wiedergabe des oft behandelten Stoffes, eine feine, edle Mädchengestalt in sanft niederschlinger Gewandung, deren Hände eine volle Blumen-Gartenszene tragen, das Köpfchen mit dem lieblichen Antlitz ist sanft ein wenig zur Seite geneigt, um die Lippen irr ein träumerisches Lächeln, — aber sie scheinen doch mit dem Dichter des Lenzes und der Liebe, Mirza Schaffy, zu flüstern:

„Schön ist das Fest des Lenzes,  
Doch wählt es nur der Tage drei;  
Hast Du ein Lieb, so fräns' es.  
Mit Rosen, — denn sie geh'n vorbei.“

Einen rührenden Reiz zeigt die liebevolle Schöpfung eines schlafenden Kindes, in dem warm pulsirenden Leben, der gefunden Frische des Fleisches und heiligen Ursprung, wie dies Alles nur ein Frauenherz in solch er schöpfer Weise zu empfinden vermag. Auch andere Kindergestalten, die an Hendrich's törichte Knaben und Mädchen erinnern, vor Allen ein kleiner Trompeter im Hemdchen, zogen aus der Frauen-Werkstatt in die Welt.

Ich möchte Anna von Kahle die Bildnerin für das Heilthum des deutschen Hauses nennen, also eine eigene Species im Reiche der Kunst, — es ist Frauenarbeit im schönsten und edelsten Sinne des Wortes, Herzens-Arbeit, an der kein eigentlicher Arbeitstaub haftet.

Ich würde keinen herzgerückenderen Schmuck für das Schlafzimmer einer glücklichen, oder auch einer beraubten Mutter, als eben ihr „Schlafendes Kind“, keinen ammuthigeren Gefährten für eine frohe Braut, oder junge Frau, als ihren „Amor“, keinen fröhlicheren Tischgenossen für ein Speisezimmer, als ihren „Bacchus“.

Diesen Händen wird es sicher auch gelingen, jener so ammuthigen Art des Relief-Bildnisses, besonders für Kindergefächer, schnelleren Eingang in das deutsche Heim zu verschaffen.

## Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

**Ungarischer Urlauber.** Von A. von Schwarzenfeld. Siehe das Bild, Seite 41. — Ein forscher Kerl, das muß man ihm lassen, und den Soldaten würde man ihm ansehen, auch wenn er nicht das Käppi auf dem Kopfe trägt. Er ist ein Sohn des Nagyvalier Gebirges bei Tolay, auf dessen Abhängen jener törichte Wein reift, der die Gefunden fröhlich und die Kranken gesund macht. Er hat einen längeren Urlaub erhalten, weil er zur Zeit der Weinlese auf den väterlichen Weinbergen unentbehrlich ist. Man sieht, wozu. Sich einen Blumenstrauß an das Käppi, den Strohhalm hinter's Ohr zu stecken, hinter dem Weinfass sichend seine Virginia zu rauchen und mit seinen lachenden Augen und weißen Zahnen den vorübergehenden Mädeln die Köpfe zu drehen! Soll man von einem Urlauber noch mehr verlangen? Unentbehrlich ist er doch zu Hause, wenn er an positiver Arbeit auch nicht gar so viel leistet; ohne seine Anwesenheit würde es nicht halb so lustig bei der Weinlese zugehen; wenn er nicht da wäre, würden die Mädchen Abends nicht halb so leidenschaftlich den Czardas tanzen. Und ob der Ungarwein so fröhlich mache und so feurig wäre, wenn die Rebe nicht gepflegt, der Wein nicht gesiebt würde von fröhlichen und heißblütigen Menschen, das mag dahingestellt bleiben. Im Allgemeinen folgert man zwar ungefehrt, daß der Wein die Menschen fröhlich und leidenschaftlich mache und nicht die Menschen den Wein von ihren Eigenschaften einschließen. Aber wo überhaupt ein Ding auf das andere wirkt, da fehlt es auch nicht an einer Wechselwirkung, und eines kann man jedenfalls bei dem ungarischen Urlauber voraussehen, — daß er Verständnis für die Ungarweine hat.

**Wäschерinnen am Gardasee.** Von Ettore Tito. Siehe das Bild, Seite 45. — Seit alten Zeiten ist der Gardasee, der Benacus lacus der Römer, berühmt wegen der landschaftlichen Schönheit seiner Ufer. Noch heute verfümt kein Italien-Reisender, ihm und dem Como-See auf der Hin- und Rückreise einen Besuch abzustatten. Aber der Künstler hat etwas weniger Bekanntheit wollen, als die schönen Ufer der oberitalienischen Seen. Nur auf den Reiz des blauen Wassers möchte er nicht verzichten; was er von den Ufern des Gardasee's zeigt, ist steiniges Geröll. Belebt allerdings von einer ganzen Schönheits-Gallerie italienischer Mädchen und Frauen, von denen nur eine einzige in dem Alter zu stehen scheint, in dem wir unsere nordischen Waschfrauen zu sehen gewohnt sind. Glückliches Land Italien, wo auch für den Petrus die Schönheit typisch zu sein scheint, den bei uns zwar sehr brave, aber auch meist sehr garstige Frauen zu wählen belieben! —



Nachdruck verboten.

**Tafelregie.** — Es war ein schwerer Entschluß gewesen, tagelang hatten wir Alles, was dafür und dagegen sprach, reiflich, gründlich und weise erwogen, aber nachdem er einmal gefaßt war, gingen wir mit Feuereifer an seine Ausführung.

Die Gesellschaft, um die es sich bei unserem Entschluß handelte, sollte hervorragend, sollte glänzend werden. Es schwieben uns verschiedene abschreckende Beispiele ähnlicher Veranstaltungen vor, von deren Nachahmung wir uns unter allen Umständen fern halten wollten. Wir wollten keine Gaststätte darbieten, die von Leuten mit starker Ausdrucksweise nicht ohne Grund „Aufführung“ genannt wird, zu der man geht, um viel und gut zu essen, und die man alsbald verläßt, wenn man dieses etwas profane Geschäft erledigt hat. Wir wollten auch zu keinem jener ästhetischen Thee's mit Butterbroden und Käsegenüßen laden, für die noch immer Eltern schwärmen, die jedoch Wenige gern besuchen. Endlich wollten wir aber auch unsere friedliche Bebauung nicht zum Tunneplatz eines Ballvergnügens machen, auf dem zwar viel Bewegung und Wärme entwickelt wird, doch aber doch eine ganze Anzahl unserer Freunde aus guten Gründen falt lassen mußte. Nein, wir beabsichtigten ein Fest zu geben, das Alle befriedigen sollte, ein Fest, bei dem die Liebhaber der Freuden einer guten Tafel, wie die Schwärmer für ästhetische Genüsse und julekt auch die Löwen des Tanzsaales ihre Rechnung finden würden.

In der That, ein heroischer Gedanke! Aber wir getraut uns, ihn zu verwirklichen. Es gab unter unseren näheren Bekannten einige musikalische Genies, die nur einer leisen Anregung bedurften, um entfesselt zu werden. Wir hatten einen Geiger, den lediglich die Parteilichkeit einer verderbten Kritik den Platz vor Joachim freitig machen konnte; wir hatten einen Tenor, der vor seinen Kollegen den nicht zu unterschätzenden Vorzug besaß, nie heiser zu werden; wir hatten wieder einen Bariton, dessen edler geschnittenes Bart für sich allein schon Bewunderung erregte; und wir hatten endlich zwei Pianisten, die jeden Augenblick bereit waren, sich zu zweier- oder vierhändigen Unthaten auf einen unschuldigen Flügel zu stürzen. Aber das war noch nicht Alles. Zu unserer Verfügung stand ein junger Freund, der bereits auf mehreren Liebhaber-Theatern die schwierigsten Rollen ohne Schaden für seine Gesundheit durchgeführt hatte und wegen seines declamatorischen Talentes eine sogenannte geschätzte Kraft war. Und dann — das Beste bringe ich zuletzt — dann genossen wir die Bekanntheit eines Dichters, eines veritablen Dichters, der in sämtliche erreichbaren Poetie-Alben dichtete und, ohne sonderlich gereizt zu werden, Prologe schmiedete und Volladen aus den Aermeln schüttelte.

Mit solchem Material, wird man zugeben, ließ sich schon eine declamatorisch-musikalische Abendunterhaltung ersten Ranges veranstalten. Diese sollte des Festes erster Theil werden. Die Aufstellung des Programmes machte uns nicht die geringste Schwierigkeit; Prolog, vierhändiges Geflügel, Lieder für einen blonden Tenor, Poetie, Flügelschlag, Bariton-Arie &c. Nicht einfacher als das. Der ästhetischen Schwelgerei sollten dann die futsinatischen Genüsse, dem Idealern das Reale folgen. Auch hier hatten wir leichte Arbeit; unter Zugziehung eines stadtberühmten Kochkünstlers gelang es uns, in überraschender kurzer Zeit ein Menü zu entwerfen, dessen Wiedergabe ich nur aus dem Grunde unterlasse, weil nach meinen Beobachtungen die Schilderung eines Mahles, das für Andere bestimmt ist, in dem Leser immer ein gewisse Gefühl der Wehmuth hervorruft. Damit durfte aber dieser Abend noch nicht beschlossen werden, vielmehr war für den jüngeren Theil der Gäste ein Tänzchen in Aussicht genommen, zu dessen Gelingen wir eine Reihe scherhafter Cotillon-Ueberraschungen ersponnen hatten.

Muste das nicht ein Zauberfest werden? Wir hofften es und freuten uns darauf. Und mit Lust und Eifer machten wir uns an die Ausführung des reichhaltigen Programmes, sobald lange vor dem bedeutungsvollen Abend Alles auf's Trefflichste besorgt und vorbereitet war.

„Kur eines fehlt noch,“ erinnerte ich meine Gattin, „die Tischordnung!“

„Damit hat es gute Zeit,“ erwiderte sie, „es sind ja noch zwei volle Tage bis zur Gesellschaft.“

„Ich glaube, wir dürfen diese Arbeit nicht bis zur letzten Stunde ausschieben,“ versetzte ich. „Die Kunst, jeden Gast bei Tische an den rechten Platz zu setzen, ist schwieriger, als man glaubt, und dennoch kommt sehr viel, ja, ich möchte sagen, Alles darauf an.“

Meine Gattin lächelte.

„Du Idealist!“ rief sie. „Ein schwachsinniger Bissen und ein guter Tisch sind natürlich in Deinen Augen Nebensachen!“

Durchaus nicht. Aber die besten Gerichte können und völlig verfeindet werden durch eine unangenehme Tischunordnungsart. Würde nicht Dein Appetit verschwinden, wenn Du einen Künstler zum Tischherrn befästest, der kein Wort spricht, sondern sich ausschließlich der Verteilung möglichst großer Quantitäten von Speisen widmet? Oder wenn Dir gegenüber eine Dame säße, der Du sonst meilenweit aus dem Wege gehst?

„Solche gibt es für mich nicht!“ erklärte meine Gattin bestimmt, fügte aber hinzu: „Wenn es Dir Vergnügen macht, so können wir ja immerhin schon heute die Tischordnung bestimmen, in einer halben Stunde, denke ich, werden wir damit fertig sein.“

„Glaubst Du? Nun gut, wir wollen sehen.“

Also, wir beginnen mit dem Herrn des Hauses. Du führst natürlich die Frau Geheimrath zu Tische.“

„O weh! Sie hört fast gar nicht mehr, spricht dafür aber desto heftiger.“

„Hilft nichts, sie ist unter Ehrengäste.“

„Ich bitte in den sauren Apfel und führe die Geheimrathin. Aber wen setzen wir ihr zur Rechten?“

„Natürlich den Präsidenten, als zweite Respects-Person.“

„Unmöglich, liebes Kind, ganz unmöglich! Weißt Du nicht, daß seit langer Zeit eine bedenkliche Spannung zwischen Präsidenten und Geheimrath besteht? Es wäre ja wie eine Beleidigung und, wenn man sie zusammenzieht.“

„Also dann den Professor!“

„Den Professor? Um Himmelswillen! Diesen Herrn, der so nervös ist, daß ihn sein eigenes Wort irritiert, neben die schwachsinnige und überlaute Dame? Gar nicht daran zu denken!“

„Nun, so schlage Du einen Anderen vor!“

„Wie wäre es mit dem alten Sanitätsrat?“

„Den rücksichtslosen Spötter neben die exclusive Geheimrathin? Wenn es da, was unabdinglich, zu einem Conflict käme, wür-

den beide Theile oder wenigstens die Geheimrathin Niemanden als uns dafür verantwortlich machen!“

„Und nicht mit Unrecht, denn unsere Sache ist es, solche Möglichkeiten zu verhindern.“

„Aber wen nehmen wir nun?“

„Doch einmal die Liste sehen . . . Halt! Wie wäre es mit dem Ratsdirektor? Er hat ein anspruchloses Gemüth und ist an starke Klänge-Effekte gewöhnt, auch war die Geheimrathin, wenn ich nicht irre, in verschollenen Zeiten eine Stütze seines Gesangsvereins.“

„Ganz gefällt mir diese Wahl nicht, indessen lassen wir es vorläufig dabei bewenden. Wohin placiren wir den Herrn Geheimrath?“

„Auf einen Ehrenplatz natürlich.“

„Gewiß, am besten, dachte ich, seiner Gemahlin gegenüber.“

„O, wie höchst! Willst Du denn den armen Herrn um jegliches Vergnügen bringen? Seiner Frau gegenüber führt, heißt für ihn: unter leichtmütiger Bewachung stehen, nicht anders als in steifer Gala sprechen und sich bewegen, nicht mehr als einmal während eines Ganges lächeln, nicht mehr als ein Glas im Laufe der ganzen Wahlzeit zu sich nehmen, während der gute Geheimrath recht gern einmal aus sich herausgeht, gern einen Witz macht und belacht, und gern mehrere Gläser, selbst eines über das Maß trinkt. — Alles dies aber nur unbeobachtet von den Argus-Augen seiner Gemahlin.“

„Dann natürlich müssen wir ihm einen anderen Platz anweisen,“ sagte meine Gattin lachend. „Aber wen setzen wir an seine Stelle?“

„Schwierig, höchst schwierig!“ erwiderte ich.

Und von neuem ging es an ein Wählen und Verwerfen, ein Prüfen und Sichten, bis das rechte Gegenüber für die würdige Geheimrathin gefunden war. Als wir glücklich die ersten vier Paare untergebracht hatten, zog ich die Uhr heraus und sagte: „Liebes Kind, wir berathen jetzt eine Stunde und eine Minute, bei vierzig Gästen macht das vierzig Stunden und vierzig Minuten, gleich einem Tage, sechzehn Stunden und vierzig Minuten! Und Du wolltest in einer halben Stunde mit der ganzen Tischordnung fertig sein!“

„So schwer,“ seufzte meine Gattin, „hätte ich mir das doch nicht gedacht!“

„Ja, ich kenne das,“ verzogte ich. „Bedenke doch, es kommt darauf an, Jeden nach seiner Individualität, seinen Gewohnheiten, seinen Ab- und Zuneigungen an den rechten Platz zu setzen, das heißt, in eine Umgebung, in der er sich selbst wohl fühlt, und in der er wiederum gern gelebt wird. Das würde ja ohne Schwierigkeiten sein, wenn man nur solche Gäste eilüde, die einander alle wohlgesinnt und gut befreundet sind; aber dann müßte man sich auf einen sehr kleinen Kreis beschränken. Denn wie Wenige gibt es, die völlig mit einander sympathisieren! Je größer die Gesellschaft ist, desto mehr widerstreitende Elemente, desto mehr Unziammengehörigkeit. Da heißt es denn, mit Tact und Menschenkenntniß das, was sich anzieht, zusammenzuführen und das, was sich abstößt, so von einander fern zu halten, daß einer des Anderen Gegenwart vergrüßt.“

Meine Gattin hörte mir mit einer gewissen Andacht zu. Ich schmeichelte mir, sie bewunderte mich im Stillen. Nach einer Weile sagte sie:

„Von dieser Seite habe ich die Sache noch nie angesehen, aber ich muß Dir vollkommen Recht geben. Und wenn ich mich in manche Gesellschaft zurück versetze, so muß ich daran denken, wie auffällig es bisweilen war, daß es an einzelnen Stellen der Tafel so heiter und fröhlich zuging, während an anderen eine öde Stimmung und eine gähnende Langeweile herrschte.“

„Das lag eben daran,“ fiel ich ein, „daß es an einer Stagen Regie gefehlt hat, welche die einzelnen Rollen, — wollte sagen Plätze, richtig vertheilt.“

„Und wie peinlich dies für die Gastgeber war,“ ergänzte meine Gattin, „konnte man ihnen an den Augen absehen, die mit wahrer Verzweiflung auf den toten Punkten der Tafel hästeten. Wie gern hätten sie derselben ein anderes Gesicht verliehen, statt des jetzigen, das mit der einen Hälfte zu lachen und mit der anderen zu weinen schien. Aber es war natürlich zu spät.“

„Ach, liebes Kind, wir wollen diesen Fehler vermeiden und gleich von vornherein Jemand das Seine oder vielmehr Jemand die Seine oder noch besser Jemand die Seinen geben. Also an die Arbeit!“

„An die Arbeit!“ wiederholte meine Gattin ermutigt.

Und siehe da! es ging schließlich besser, als wir geglaubt hatten. Unsere Mühe wurde durch eine Tischordnung gekehrt, die jeden Winken und jede Stur einer Unbefriedigung seitens unserer Gäste absolut ausschließen mußte, und die in ihrer klassischen Vollendung einem Oberhofmarschall Ehre gemacht haben würde.

Und wie unsere Gesellschaft ausgefallen ist!

Glänzend! Überwältigend!

Julius Weil.

**Gestickte Flügeldecke.** — Die in unserer Abbildung in Gesamt-Ansicht wiedergegebene, für einen biesigen Privatmann aus der Hand von Frau Elisabeth von Wedell hervorgegangene Flügeldecke, hat bei ihrer Ausstellung im königlichen Kunstscherbe-Museum viel Interesse erregt. Der oben aufliegende Theil der Decke ist auf bläulichen graugrünen, gemusterten Seidenstoff, der herunterhängenden Borten auf gleichfarbigem geschnittenen Sammet in Gold und farbiger Seite gestickt. Dem verblaßten Tone des Grundes entsprechend, ist die Zeichnung im Rococo-Geschmack gehalten, wobei stilgemäß den nach unten fallenden Theilen die schweren Formen des Goldreliefs zusamen, während oben auf die leichtere Stickerei in einer Füllung auf dem sonst frei gebliebenen Grunde vertreten ist. Die Borten-Dekorationen sind als Spalierwerk für lose Blumen und Blütenzweige gedacht; sie bestehen aus den beliebten Rococo-Schnörkeln und den in Gitterwerk mit Sternchen und Blüten gefüllten halbrunden und herzförmigen Feldern aus Acanthus, Rossmotiv und Füllhörnern. Die diesem leichten Rahmenwerk entstiegenen Blumen, in vielfarbigen Schattirungen des seidenen Platistoffes, sind sowohl in Anordnung als auch in Form der Zeichnung nicht immer dem Stile der Zeit ganz entsprechend. Neben vorzüglich in Ton und Fülle gehaltenen Blüthen, welchen sogar die den Rococo-Arbeiten eigene reizvolle Einführung von einzelnen Gold- und Silbersäden nicht fehlt, fallen japanische Pfirsichblüthen-Zweige und A. m. etwas aus dem Rahmen des Charakters heraus: ein lehrreiches Beispiel dafür, wie der Naturalismus des vorigen Jahrhunderts doch ein gewisser stilistischer Zug anhängt, welchem bei der Aneinanderreihung mit anderen Elementen nicht genug Rechnung getragen werden kann. Die vollendete Technik der Stickerei, sowie die Zusammensetzung der einzelnen Theile durch breite, seidene quinquepartige Bänder und Abschluß-Tränen verleihen dem Stücke ein vorzügliches Aussehen.

R. H.

Nachdruck verboten.

## Ostern in der Bukowina.

Von Alide John.

Im äußersten Osten der österreichisch-ungarischen Monarchie, durch Galizien hindurch führt uns der Weg. Von Krakau ab sind die Karpaten unsere treuen Begleiter auf der eintönigen Fahrt. Bald näher, bald ferner erscheint ihre ununterbrochene Kette, durch dünneres oder helleres Blau die größere oder geringere Entfernung anzeigen. Eine eigene Poetie liegt in dieser Landschaft; nicht jedem Auge enthüllt sie ihre Schönheit, wer sie aber einmal erkannt hat, dem wird ihr melancholischer Reiz unvergleichlich sein. Ich wähle sie mit nichts bessern zu vergleichen, als mit Chopin'scher Musik.

Wir überqueren den Dunajec; bald sind wir an den Ufern des Pruth, dessen Heimatland unter Ziel ist. Wir sind in dem „Buchenländchen“, wie die Verdeutschung des Namens „Bukowina“ lautet. Daß heiter erscheint hier die Gegend im Vergleich zu der Landschaft Galiziens. Freudliches, leicht bewaldetes Hügelland tritt an die Bahn heran. Aufwallend weiß und glänzend leuchten die kleinen Hütten herüber, — naht doch Ostern, wo auch der Aerzte in der Bukowina seine elenden vier Wände so schön als möglich zu schmücken sucht, wo jedes Häuschen von innen und außen gereinigt und frisch geweht wird!

Fremdartig wie die Menschen, die uns hier umgeben, fremdartig wie ihre Tracht, die uns daran gemahnt, daß wir dem farbenprächtigen Orient nicht fern, sind auch ihre Bräuche, die uns in den Baunkreis der griechischen Kirche führen, denn Ruthenen und Rumänen bilden hier die breiten Schichten der Bevölkerung.

Nie arbeiten die Bukowinaer Bäuerinnen mit der Sticknadel und am Webstuhle so eifrig, als zur Fastenzeit. Fehlt auch an anderer Zeit bei den Meisten der Sporn zur Arbeit, da sich die Lebensbedürfnisse des Volkes auf das deutbar geringste Maß beschränken, und die Bukowiner dieselben nur für die allernächste Zukunft zu decken gewohnt sind, so trachten sie doch, wenigstens für die Österreitertage mehr als gewöhnlich zu erwerben. Da heißt es für die Weizenart für das Östergebäck, Fleisch und Zutaten für die verschiedenen Östergerichte, eine Kerze für den Geistlichen, Harben und sonstiges Zubehör für die Österreier und Anderes mehr zu beschaffen, und da bietet der Erlös aus den während der Fasten angefertigten Handarbeiten eine willkommene Deckung dieser außergewöhnlichen Ausgaben.

Schon Wochen vor Ostern kommen die Bäuerinnen zusammen, um die Österreier zu färben. Eine macht den Anfang und lädt Nachbarinnen und Freindinnen ein, ihr dabei behülflich zu sein. Gern folgen Alle ihrer Einladung und versammeln sich des Nachmittags bei ihr. In türkischer Art lauern die ganze Gesellschaft auf Bänken um den Herd herum, dessen Feuer man zur Kühlhaltung des Wades für die Zeichnung bedarf. Wie in den einstigen Spinnstuben des Westens vertreibt man sich auch hier die Zeit mit der Erzählung von Alltags-Ereignissen, wie von Sagen und Märchen, die zum größten Theile in gebundener Sprache und mit Melodie vorgetragen werden. Diese Zusammenkünfte wiederholen sich der Reihe nach, bis der Österreier-Bedarf des ganzen Ortes gedeckt ist.

Die Technik des Colorirens der Österreier ist eine uralte, wie sie von den Bäuerinnen der Bukowina mit gleicher Sicherheit und staunenswerther Mannigfaltigkeit der Musterung noch heute geübt wird. Bewundernswert ist das seine Stilgefühl, mit welchem alle die zahllosen Muster der Form des Eies angepaßt, — ja so zu sagen aus derselben entwidelt sind. Nicht minder staunenswert ist die Sicherheit der Linienführung, wenn man bedenkt, daß weitauß die Mehrzahl derjenigen, welche die Eier verzieren, nicht einmal ihren Namen schreiben können, vielleicht selbst nie in ihrem Leben einen Stift oder einen Griffel in die Hand bekommen haben. Die meist ziemlich dunkle Färbung der Eier verbindet sich mit der Zeichnung zu einem außerordentlich harmonischen Ganzen; beim ersten Blicke hat man sofort das wohlthuende Gefühl einer dem Ge genstande vollständig entsprechenden Verzierung.

Die umstehenden Abbildungen, denen allerdings die Farbenwirkung fehlt, machen weitere Erläuterungen überflüssig. Für jene Leierinnen aber, die sich zur Nachfertigung solcher Österreier angeregt fühlen, möge hier eine Beschreibung des Borganges wie auch des von den Bäuerinnen benutzten Apparates eingefügt werden.

Die von allen Eiern gereinigten Eier werden in heiße Wasser gelegt und bleiben bis zu ihrer gründlichen Erwärmung darin liegen. Sodann nimmt man sie heraus und zeichnet jene Linien, welche weiß bleiben sollen, mit dem in zerlaufenes Wachs getauften Apparat vor, den man wie eine Schreibfeder nach jedem Eintauchen etwas abschütteln muß, damit die Linien gleichmäßig werden. Sind alle Eier derartig vorbereitet, so legt man sie in eine irgendein Schüssel und überzieht sie mit der hellsten der zu verwendenden Farben, z. B. gelb, die durch ein Läppchen gezeigt, ziemlich heiß auf die Eier kommen und dieselben vollständig bedecken muß. Je nachdem man den Ton der Farbe heller oder dunkler wählt, läßt man die Eier länger oder länger in dem Abjude liegen, nimmt sie dann vorsichtig heraus und trocknet sie auf einem Tuche. Ist dies vollständig geschehen, so zeichnet man wieder mit Wachs in der früheren Weise jene Linien vor, welche die erste Farbe, in diesem Falle die gelbe, behalten sollen. Um ganze Flächen auszuzeichnen, füllt man dieselben durch dicht nebeneinander liegende Striche aus. Wiederum werden die Eier in eine Schüssel geschichtet, mit der nächst dunkleren Farbe, z. B. roth übergezogen und nach einigen Minuten auf ein frisches Tuch herausgelegt. Nach dem Trocknen erfolgt das Zeichnen jener Linien, welche die zweite Farbe zeigen sollen; und nun wiederholt sich der oben beschriebene Borgang ebenso oft, als Farben angewendet werden sollen. Nach dem Trocknen der letzten, dunkelsten Farbe legt man die Eier in eine Schüssel zurück und stellt sie in ein nicht zu heißes Bratrohr, in dem das Wachs vollständig abschmilzt und die Eier innen gar werden. Beim Herausnehmen reibt man jedes einzelne Ei mit einem weichen Tuche glänzend, wozu man, falls nötig, noch etwas zerlassenes Wachs nehmen kann.

Der Apparat zum Zeichnen besteht aus einem runden Holzstäbchen in der Dicke eines jungen Bleistiftes von ca. 10 Cent. Länge; 1 Cent. vor dem Ende desselben sind im rechten Winkel darauf drei bis vier Schweinsborsten befestigt, die durch ein dünnes, dieselben dicht umschließendes, ca. 1 Cent. langes Messingröhrchen zusammen- und in ihrer senkrechten Lage gehalten werden. Die Befestigung des Röhrchens an den Holz-

stab geschieht in primitivster Weise, indem das Röhrchen mit den Vorßen in das etwas gespaltene Holzstäbchen hineingeschoben und durch das Umliegen des Holzstabs mit Bindfaden festgehalten wird. Gehandhabt wird der Apparat in der Art, daß das Holzstäbchen zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand festgehalten und mit dem leeren Ende gegen den Daumen angedrückt wird, während das außen befindliche Messingröhren, nach abwärts gerichtet, auf das von der linken Hand gehaltene und nach Bedarf der Linien gedrehte Ei zeichnet.

Das Fasten vor Osteru ist in der griechischen Kirche bedeutend strenger, als in der römischen, die Enthaltsamkeit gilt nicht bloß für Fleisch-Nahrung im engeren Sinne, sondern auch für Alles, was vom Thiere kommt, wie Milch, Butter und Eiße. An Stelle der Butter tritt in der Fastenzeit das Öl; zumtheil ist dasselbe aus selbst gebautem Hanshamen oder Kürbisförmern gewonnen; fast in jedem Dorfe befindet sich eine primitive Oelpresse, deren Besitzer den übrigen Dorfbewohnern das Öl aus den mitgebrachten Früchten bereitet; ein bestimmter Theil des fertigen Produktes sowie der Absfälle entzähmt ihn für seine Mühle. Eine Geld-Entlohnung findet nur selten statt. In der Woche vor dem Aschermittwoch, dem Beginne des strengen Fastens, ist der Genuss von Fleisch bereits untersagt; Milch, Eier, Butter dürfen aber noch genossen werden,



Farbige Ostereier aus der Bukowina.

weshalb diese Woche selbst im Kalender als Butterwoche bezeichnet ist. Unser Fastings-Dienstag wird dann als letzter Tag, an welchem vor dem „großen Fasten“ Fleisch-Nahrung erlaubt ist, besonders gefeiert. Ebenso wird die „Mittfasten“ durch Enthaltung von der Arbeit und einem Kirchgang geheiligt — das Volk dankt Gott, daß die Hälfte der schlimmen Zeit vorüber ist.

Frischzeitig am Ostermontag, etwa um vier Uhr Morgens, wird in jedem Hause die für die

Ostertafel bestimmte Schwaare in einen Korb gelegt, obenauf eine Kerze, drei bis vier farbige Ostereier und ein Osterbrot. Diese Körbe werden zur Kirche gebracht und in Reihe und Glied um eine brennende Kerze gruppiert. Der Geistliche nimmt nun die Weihe vor, wonach er von jedem Korb die vorhin beschriebenen, für ihn zu überripen gelegten Gegenstände einsammelt und dem begleitenden Knechte überreicht.

Den Oster-Sonntag selbst begeht man auf's Feierlichste. Kein Feuer wird da angezündet, keine Hausarbeit verrichtet; die letzten Tage der Charwoche sind dazu bestimmt, alle Festvorbereitungen zu treffen, alle Festgerichte zu kochen, die an den beiden Osterfeiertagen fast genossen werden, um die Heiligkeit der Tage nicht durch profane Arbeit zu entweichen.

Der Ostermontag zeichnet sich durch eine ganz eigenartige, uralte Cult-Hormen entsprechende Feier aus. Ein großer Theil der Festspeisen wird auf den Friedhof des Ortes geschafft. Nach Beendigung des Morgen-Gottesdienstes begiebt sich jede Familie zu den Gräbern ihrer verstorbenen Angehörigen, und bei dem des Aeltesten derselben anfangend, wird nach einander auf jedem Grabe ein Tischchen aufgebrettet, die mitgebrachten Speisen werden darauf gestellt, und die Familie speist nun, das erste Glas Schnaps mit den Worten leerend: „Gott nehme die Seele in den Himmel, die da unten ruht.“

Die Familien besuchter Gräber, Verwandte, Bettler, welche letzteren sich in der Aussicht auf diese Bewirthung sehr zahlreich einfanden, Alles wird eingeladen, für das Seelenheil der unten Ruhen- den ein Gläschen Schnaps zu leeren und auch sonst etwas zu genießen. Die Jugend unterhält sich unterdeßen mit allerhand Spielen. Dank der vielen Schnapsläder, zu Gunsten der armen Seelen geleert, geht der Tag leider selten zu Ende, ohne daß eine regelrechte Kauferei die Todtentseiter beschließt.



Malstäckchen für die farbigen Ostereier.

den, Alles wird eingeladen, für das Seelenheil der unten Ruhen- den ein Gläschen Schnaps zu leeren und auch sonst etwas zu genießen. Die Jugend unterhält sich unterdeßen mit allerhand Spielen. Dank der vielen Schnapsläder, zu Gunsten der armen Seelen geleert, geht der Tag leider selten zu Ende, ohne daß eine regelrechte Kauferei die Todtentseiter beschließt.

## Briefmappe.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

### fragen.

**Beilchen.** — Im Frühling ist unser Nasen mit Beilchen überfüllt. Kann ich dieselben auf irgend eine Weise im Haushalte verwerten? H. v. R. im Kreise West-Havelland.

**Eisenbein.** — Ist es möglich, gelb gewordenes Eisenbein wieder weiß zu machen? S. P., Basel.

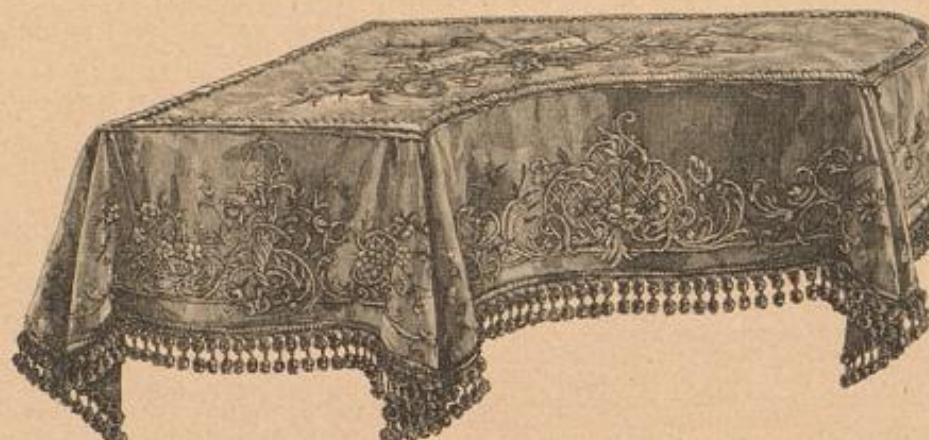
### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

**Im Dunkeln leuchtende Gegenstände** (XVI, 207). — Eine genaue und erschöpfende Antwort auf Ihre Frage dürften Sie wohl nur in einer technischen Zeitschrift erwarten; hier gestaltet der Raum nur einige Bemerkungen, aus denen Sie aber das Wesentlichste über die Herstellung der sogenannten Leuchtfarben ersehen können. Man benötigt dazu phosphoreszierende Stoffe, z. B. Schwefel-Calcium, das mit calcinirtem Soda und schwefelhaltigen Farbstoffen gemischt wird, welche Licht aussaugen und im Dunkeln leuchtend werden. Das aus diesen Substanzen gewonnene Pulver wirkt phosphoreszierend; seine Verdunstung löst sich durch Anwendung von Electricität noch verstärken. Nachdem man eine entsprechende Menge Zinn mit dem Pulver verbunden hat, kann man mit dieser Leuchtfarbe die verschiedenen Gegenstände bestreichen, die dadurch die Eigenschaft erhalten, das am Tage aufgenommene Licht im Dunkeln auszustrahlen. F. R., Halle.

**Jagdstiefel** (16). — Um das Brüchigwerden der Jagdstiefel zu vermeiden, beobachte ich folgendes Verfahren: Wenn mein Mann von der Jagd kommt, lasse ich die Jagdstiefel unverzüglich, be-

nennen. In neuerer Zeit tritt sie vereinzelt schon in Delicatessen-Läden unserer Hauptstädte auf, wo sie natürlich unter französischer Bezeichnung (croissants du Japon) angeboten wird. Da somit schon die Gelegenheit an die Frauenseite herantritt, einen Versuch mit diesem Gemüse zu machen, so möchte ich mit einigen selbst erprobten Bereitungswegen dieses Gemüses, welches im Geschmack etwas an Kastanien, in der Beschaffenheit an Schwarzwurzeln erinnert, aber viel milder und feiner wie beide ist, den Leserinnen dieses Blattes an die Hand geben. Ich bemerkte noch, daß die Knollen der zarten, das Austrocknen nicht hindernenden Oberhaut wegen schwer aufbewahrt werden können. Glücklicherweise eines Gartens ist daher zu empfehlen, sich die Pflanze selbst zu ziehen und die Knollen nach Bedarf aus der Erde zu nehmen. Der Ertrag ist sehr lohnend und die Kultur ohne Schwierigkeit. — **Béchamel-Ziest.** — Man bereitet die Knollen durch Abkochen in Wasser von den ihnen noch anhaftenden Erdhaaren, lädt sie in siedendem Salzwasser 15 bis 20 Minuten und läßt sie abtropfen. Dann bereitet man den Beiguss, indem man 50 Gr. in Scheiben geschnittenen rohen Schinken und zwei in Würfel getheilte Zwiebeln in 50 Gr. Butter gelb schwört, 25 Gr. Mehl in dem Zett röstet und diese Einbrenne mit  $\frac{1}{4}$  Liter Fleischbrühe (in Ermangelung aus Fleisch-Extrakt herzustellen) und  $\frac{1}{4}$  Liter füher Sahne verlost. Dann giebt man den Beiguss durch ein Sieb, würzt ihn mit etwas Pfeffer, salzt ihn vorsichtig, dünnstet die Knollen etwa fünf Minuten langsam in dem Beiguss und giebt sie zu Tisch. — **Ziest auf holländische Art.** — Nachdem man die Knollen, wie in voriger Angabe, in Salzwasser weich gekocht, dampft man sie nach dem Abtropfen noch einige Minuten in einem holländischen Beiguss, den man aus 20 Gr. Mehl, das man in 30 Gr. Butter gelb schwürt, und  $\frac{1}{4}$  Liter des Wassers, in dem man den Ziest röstete, 2 Gr. Raumann's Citronensaft-Extract, Salz und Pfeffer hergestellt hatte. Zuletzt zieht man den Beiguss noch mit einigen Eigelb ab und tröstigt ihn mit  $\frac{1}{4}$  Theelöffel von Viebig's Fleisch-Extract. — **Ziest mit Crème-Beiguss.** — Ausgequellte, getrocknete Champignons wiegt man mit etwas Petersilie fein, dünnstet dies in Butter gelb, röstet Mehl in leichter und verlost die Mehlschwämme mit  $\frac{1}{4}$  Liter kräftiger Fleischbrühe. Dann giebt man den Beiguss durch ein Sieb, läßt ihn im Wasserbad mit 20 Gr. Butter, 5 Eigelb, 1 Theelöffel Portwein, Salz und etwas Muskatnuß die hämig und giebt den vorzüglich schmelzenden Beiguss über die in Salzwasser weich gekochten Ziest-Knollen. — **Gekochter Ziest.** — Man blanchirt den gereinigten Ziest in siedendem Wasser fünf Minuten, läßt ihn gut abtropfen, läßt ihn in Schmelzbutter weich und goldbraun und bestreut ihn mit seinem Salz. Luisa Hollie.



Gestickte Flügel-Decke. — Siehe Seite 47.

vor sie trocknen, durch den Diener gründlich vom Schmutze reinigen. Dann lasse ich die noch nassen Stiefel sogleich mit „Degas“ einschmieren. Durch dieses vorzügliche Zett, welches bei der Leder-Zubereitung gewonnen wird, habe ich die Jagdstiefel meines Mannes nun schon sechs Jahre weich und biesam erhalten. Nach dem Einsetzen lasse ich die Stiefel an die Luft hängen und so das Leder einzichten. Wenn man die nassen oder auch gesetzten Stiefel auf dem heißen Herde trocknen will, so wird das Leder unvermeidlich hart und brüchig.

Fran Rittergutsbesitzer E. R., Rostock i. M.

**In Bausch und Bogen** (9). — Über diese Redensart findet sich in „Deutsch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch“ (Berlin, 1741), einem vorzüglichen Quellenwerke, wörtlich Folgendes: „Bausch und Bogen“ ist eine Redensart, so ben den Gränzen gebräuchlich, und heißt Bausch, was in einer Seite herausgeht, Bogen aber, was in die andere Seite hineinwärts geht, wird hinten an die Gränzen-Benennungen zugezeigt, vor Rainen, Steinen, Mahlhaussen, Märken. In Bausch und Bogen wird hernach auch im lauffen und verlauffen der Waaren überhaupt für gut und schlecht gebraucht.“ So weit frisch. In Bezug auf diese Auslassungen sei noch bemerkt: Bausch bezeichnet etwas Antschwellendes, Wulstiges, z. B. Kompreße auf eine Wunde, gepolsterte Kissen &c. Dem hervorstehenden Bausche steht die Einbiegung, Einbuchtung gegenüber, daher hat die Redensart „In Bausch und Bogen“ die Bedeutung „Nach allgemeinem Überschlag“, sodass das Zuwiel des Einzelnen auf der einen Seite durch das Zuwenig auf der anderen gedeckt wird. Hierauf beruhen die Zusammensetzungen: Bauschquantum, Bauschsumme &c. R. in B.

**Großes** (16). — Keine neue Spielart, welche durch gärtnerische Kunst aus den bekannten Gemüsepflanzen gezogen wurde, sondern eine wirklich neu eingeführte Pflanze ist es, auf welche wir diejenigen der freundlichen Leserinnen aufmerksam machen möchten, deren Gemahl zu der Klasse der Feinschmecke gehört. Die Pflanze, Stachys tuberosa, ein Lippenblütler, ist zuerst im Jahre 1885 aus China nach Europa gebracht; ihre eigentliche Heimat soll aber Japan sein. Es hat sich seitdem schon herausgestellt, daß sie in Europa anbaufähig ist, und es dürfte ihr noch eine große Zukunft bevorstehen, da die im Herbst und Winter zu erntenden Knollen geeignet sind, den um diese Zeit fehlenden frischen Spargel zu ersetzen, denn sie an Wohlgeformtheit mindestens gleich kommen, und den sie an Rahhaftigkeit weit übertreffen. Deshalb ist es vor Allem wichtig, daß eine solche Pflanze gleich von vornherein mit dem ihr zufallenden deutschen Namen getauft wird, damit nicht, wie in anderen Fällen, corrumpte Fremdwörter sich einbürgern. Da nun verantwortbare Arten derselben Gattung überall in Deutschland wild wachsen, so kann die Bezeichnung gar nicht zweifelhaft sein; die Pflanze ist Knollen-Ziest zu

### Rathschläge.

**Verschiedene englische Orangen-Marmeladen.** — Man wiegt die Orangen, wischt sie mit einem feuchten Tuche, reibt sie auf einem feinen Reibe-Eisen ganz leicht ab, schneidet sie in Viertel, schält sie und entfernt die inneren weichen und sauerartigen Theile der Schalen, die in Wasser geworfen, so lange Kochen müssen, daß sie, nachdem sie genügend abgetrocknet sind, sich breitartig zerstören lassen. Nun läßt man soviel Zucker, als das Gewicht der Orangen betrug, vermischt ersten allmälig mit den zerstörten Schalen, mit denen er sich ganz verbinden muß, giebt das Innere der Orangen, aus dem man die Kerne entfernt, hinzu, und Kocht das Ganze, bis es sich verdickt hat und eine feine gelblichbraune Farbe bekommt. Zuletzt giebt man, je nachdem man die Marmelade mehr oder weniger bitter zu haben wünscht, eine verhältnismäßige Quantität von der abgeriebenen und im Mörser ganz zerstampften Schale hinzu, legt die Cässerole nochmals auf's Feuer und läßt die Masse durchkochen, die dann, in Töpfe gefüllt und erkalten, gut verbunden wird.

**Sevilla-Orangen** werden ebenfalls abgerieben, zerhauen und ausgepreßt, die Schalen aber, nachdem die Kerne entfernt wurden, in's Wasser geworfen, in dem sie eine Nacht liegen bleiben. Am nächsten Tage Kocht man sie weich, wirkt sie in kaltes Wasser, läßt sie auf einem Siebe abtropfen und schneidet den größten Theil in möglichst kleine Stückchen, während der kleinere in einem Mörser zu Brei zerstampft wird. Jetzt giebt man den Orangensaft durch ein Haarsieb, röhrt ihn nebst den abgeriebenen Schalen zu dem Nebigen, wiegt das Ganze und läßt ein gleiches Gewicht besten Zunders. Sobald einige Tropfen des Saftes, in kaltes Wasser geprägt, einen knisternden Ton geben,that man die Orangen hinein und läßt sie bis zur Vollendung der Marmelade eine halbe Stunde kochen.

Auf jedes halbe Kilo Orangen nehme man 1 Kilo Zucker, den Saft von drei Citronen, nur ein Liter Wasser, zerlege die Früchte in 4 Theile, entferne die Kerne und schneide sie weiter in ganz kleine Scheiben. Sobald dies geschehen, röhre man Alles zusammen und losse es auf langsamem Feuer eine Stunde kochen, drücke aber die auf die Oberfläche kommenden Stücke immer wieder hinunter. Es gleicht diese Marmelade, wenn sie gut gemacht ist, einem Gelée.

**Orangenjelly.** — Man nimmt zu jedem halben Kilo Orangen 2 Liter Wasser, schneidet die Früchte in Stücke, nimmt die Kerne heraus und läßt sie mit dem Wasser so lange kochen, bis die Schalen vollständig weich sind und sich durch ein Haarsieb treiben lassen. Ist die ganze Masse durchgestrichen, so rechnet man auf einen halben Liter des Breies  $\frac{1}{2}$  Kilo Zucker, setzt beides zusammen auf das Feuer, nimmt den beim Kochen austretenden Schaum ab und röhrt so lange, bis der Saft breit vom Löffel tropft, und eine kleine Probe, auf einen Teller gethan, zum Gelée wird.

**Sevilla-Orangenjelly.** — Man drückt den Saft der Orangen durch ein feines Sieb, nimmt auf  $\frac{1}{2}$  Liter Saft 625 Gramm feinen weißen Zucker, und röhrt beides in einem gut glasirten Kräfte durcheinander. An einen kühlten Ort gestellt, nimmt man täglich den sich zeigenden Schaum ab und läßt den Saft so lange stehen, bis der Zucker sich vollständig mit ihm verbunden und aufgelöst hat, wozu etwa acht Tage erforderlich sein werden. Ein kleiner Löffel dieses Syrups, in ein Glas Wasser gethan, giebt eine sehr erfrischende Limonade; auch kann man ihn zur Bereitung von Crème und Gelée verwenden. A. B.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint in Heften monatlich zweimal mit je 2 bis 3 Doppelbogen; jährlich 24 Unterhaltungs- und 24 Moden-Nummern mit Beiblättern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stichmuster-Borlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Einzelne Hefte 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Aufgängen bringt außerdem jährlich noch 36 große farbige Modenbilder, also jährlich 64 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen und Post-Anstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.